



# Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2012

# Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2012

Berlin 2012

## Vorwort

Nägel, die eine Zeitungsseite durchbohren, breitkappige Metallstifte, tief in einen Zeitungsstapel getrieben – Werke des Künstlers Günther Uecker. Wenn Uecker aus Printmedien Kunst macht, kommen die Blätter wie gekreuzigt heraus. Verwundet und kaum noch zu lesen, ihrer eigentlichen Funktion beraubt.

Wer die seit Jahren andauernde Diskussion über die Zukunft der Zeitung betrachtet, fühlt sich an Ueckers Kunst erinnert: Zeitung als verletztes und verletzliches Medium.

Doch jeder Journalist, Redakteur und Verleger, der bereits das Requiem anstimmen will, drückt sich vor seiner wesentlichen Aufgabe: die Zeitung zukunftssicher zu machen. Gedruckt und digital. Schließlich reden wir hier über ein unverzichtbares Lebensmittel für unsere Gesellschaft und über den Charakter von Öffentlichkeit und Demokratie.

Das entscheidende Stichwort dabei ist: Qualität. Nur mit Qualität wird das Modell Zeitung überleben. Und diese ist jedes Jahr bei den vielen hundert Einsendungen zum Theodor-Wolff-Preis zu beobachten. Selten lässt sich ein besserer Überblick über die derzeitigen Stärken der Berichterstattung und den Stand der journalistischen Profession gewinnen.

Ob die scharfe Analyse des politischen Geschehens im Essay oder die faktenreiche Recherche im Hintergrundtext, ob die präzise Nahaufnahme in der Reportage oder der aufgedeckte Skandal im Lokalbericht, ob der verbraucherorientierte Nutzwertartikel oder der hellsichtige Kommentar – beim Theodor-Wolff-Preis zählt ausschließlich die journalistische Güte. Auch in diesem Jahr wurde wieder vielfach außergewöhnliches Niveau geboten. Zur Freude der Jury, die die herausragendsten Arbeiten auszeichnen durfte.

Dabei verdeutlichen die prämierten Texte, was eine gute Zeitung erfordert: Journalisten, die sich leidenschaftlich, professionell und ideenreich ihrer Arbeit widmen und dafür Freiräume brauchen. Redakteure, die mutig genug sind, auch aufwändige Recherchen und unbequeme Themen durchzusetzen. Chefredakteure, die für die personelle und finanzielle Ausstattung ihrer Redaktion und für deren Handlungsspielraum immer neu streiten. Und Verlage, die bereit sind, in die Qualität ihrer Blätter zu investieren – um mit dieser Qualität auch Geld zu verdienen. Verleger, die wissen, dass sie eine gesellschaftliche Aufgabe haben.

All das braucht die Zeitung – gedruckt oder digital – mehr denn je. Dann muss uns um ihre Zukunft auch nicht bange sein.

Hermann Neusser  
Vorsitzender des Kuratoriums

Prof. Bascha Mika  
Vorsitzende der Jury

# Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	<i>Die Preisträger und ihre Arbeiten</i>	
Harald Martenstein	Der Sog der Masse	43
Lars Fischer	Ein gefundenes Fressen	59
Philip Cassier	Eine Dosis jüdisches Penicillin	69
Alexander Gorkow	Ein anderes Leben	77
Volker Zastrow	Drei Geschichten: Der verschleppte Rücktritt eines Ministers oder Wie Ken den Kopf verlor	87
	Nah dran – die Nominierten	103
	Preisträger 1962 bis 2012	111
	Kuratorium und Jury	138

# Über den Tag hinaus

## Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsde-

batten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

## Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligten Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

## Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der *Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

## Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das *Tageblatt* nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpasserisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vater-

landsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

## Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

## Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der *Welt*-Verlags-gesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung.

Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der

erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Säger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fidu-

ziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

## Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«.

Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

## Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden.

1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis aus schrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben zehn Journalisten ihn erhalten.

## Brillante Texte

Wer die 40 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzkranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhalbesbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitrifft; über das glückliche Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewälti-

gung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barschelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein överschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus. Kommen

im harten Konkurrenzkampf die nüchterne Information und Erklärung, der detaillierte Hintergrundbericht, der nachdenkliche Leitartikel, die alle dem Bürger ein abgewogenes Urteil erlauben, nicht gelegentlich zu kurz? Theodor Wolff würde dies nicht gefallen.

Um analytische Texte zu pflegen und auszuzeichnen, werden von 2013 an neben den beiden Preisen für Lokaljournalismus zwei Preise für Reportage/Essay/Analyse ausgeschrieben und ein Preis ganz gezielt für Meinung/Leitartikel/Kommentar/Glosse. Und noch in einer anderen Art wird dem Umbruch in der Medienwelt Rechnung getragen: Künftig kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind.

## Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

## »... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Söseemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Keßler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte »en gros« die geblühten



*Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.*

Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen,

Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

## »Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Haupt-

zielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

## Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschuf. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.



*Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).*

## Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaïschen Glaubens wegen ein has-

senswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«.

Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

## Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß »Barabones Parlament«, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlin-



Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er sorgte sie nicht von vermordeten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem uner-schütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

### Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philo-sophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zwei-fel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

ge wie Salvay und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte ei-nen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegs-hetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise be-sonders ehren, mit warmer Be-tonung gesagt: »Dieser Ebert ist wundervoll!« Und ein Hochge-stellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufas-sen: »Er ist ein Herr!« In der Tat, Ebert, der »Sattlergeselle« war »ein Herr« – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen ei-nes selbständigen Volkes auftritt

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein acht-

zehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

### »Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein

prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

### »Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits konnte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus

den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasieichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

## Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

## Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinandergesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepäne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

## Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts-



*Blick in eine ungewisse Zukunft:  
Theodor Wolff im französischen Exil*

und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

## Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte faszungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-



*Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).*

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte her-zumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

*Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.*

### Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Söse-  
mann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Söse-  
mann: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, München 2000. – Erlebnisse, Erinnerun-  
gen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992.  
– Die Juden, hg. von Bernd Söse-  
mann, Königstein 1984. – Tagebücher 1914-  
1919, hg. von Bernd Söse-  
mann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd  
Söse-  
mann: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004 – Rein-  
hard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943, Münster 2010.

### Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln  
²1909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Ta-  
gebuch, München 1908 (²1908; Berlin ³1927). – Vollendete Tatsachen 1914-  
1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des  
Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937).  
– Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris  
1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die  
Schwimmerin, Zürich 1937.

### Der Autor

*Professor Dr. Bernd Söse-  
mann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der  
Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität  
Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwer-  
punkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte«  
und das »Jahrbuch der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft« heraus und  
hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs  
veröffentlicht. Im Herbst 2000 erschien eine Biografie über Theodor Wolff »Ein  
Leben mit der Zeitung« im Econ-Verlag. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium  
Theodor-Wolff-Preis.*

Die Preisträger und ihre Arbeiten



# Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1953 in Mainz.

Studierte Geschichte und Romanistik in Freiburg, erste Station als Redakteur war die *Stuttgarter Zeitung*.

Martenstein ist Redakteur der Berliner Tageszeitung *Der Tagesspiegel* und arbeitet seit 2002 als Kolumnist und Autor für die in Hamburg erscheinende Wochenzeitung *Die Zeit*. Er hat Sachbücher, Kolumnensammlungen und zwei Romane veröffentlicht, zuletzt ein Buch über Kinder (»Wachsen Ananas auf Bäumen?«, C. Bertelsmann Verlag).

Der Journalist ist vielfach ausgezeichnet worden, unter anderem mit dem Corine Debütpreis (2007), dem Henri Nannen Preis (2008, in der Kategorie Humor) und dem Curt Goetz-Ring (2010).

HARALD MARTENSTEIN erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2012 in der Kategorie »Kommentar/Glosse/Essay« für den Beitrag »Der Sog der Masse«, erschienen in *Die Zeit* (Hamburg) am 10. November 2011.

Harald Martenstein hält in seinem unkonventionell gestalteten Essay nicht nur ein überzeugendes Plädoyer für das eigene Urteil, für individuelle Zweifel im Augenblick kollektiver Einmütigkeit, für ein unermüdliches Gegen-den-Strom-Schwimmen, immer flussaufwärts gegen den Mainstream vorgefertigter Meinungen. Er entmantelt und entzaubert auch die naiven zeittypischen Vorstellungen von der angeblichen Überlegenheit der »Schwarmintelligenz«. Sein Text zeigt die Verführungskraft dieses Begriffs auf und appelliert an die Kardinaltugend des Journalisten wie des aufgeklärten Staatsbürgers: Skepsis! Wer Martenstein liest, lernt von Neuem, der Masse zu misstrauen. Deshalb ist sein Essay viel mehr als nur ein journalistisches Meisterstück; es ist ein veritabler Beitrag zum politischen Diskurs in diesem Land.

# Der Sog der Masse

Von Harald Martenstein

**Er beherrscht Medien, treibt Minister aus dem Amt und wechselt alle paar Jahre die Richtung: Der Mainstream hat gewaltige Kraft – er ist der Geist der Mehrheit. Aber hat er deshalb recht? Ein Essay.**

Guido Westerwelle ...? Normalerweise schreibe ich Kolumnen im *ZEITmagazin*, seit Menschengedenken. Vor ein paar Monaten wollte ich unbedingt eine Kolumne über Guido Westerwelle schreiben. Besser gesagt, eine Hymne auf Guido Westerwelle. Ich wollte erklären, warum er ein sehr guter Politiker ist, zumindest einer der besseren in Deutschland.

Ich dachte nicht wirklich so. Trotzdem habe ich mir gesagt: Das muss jetzt geschrieben werden. Manchmal schreibe ich Sachen, die ich nicht wirklich denke. Mehr so aus dem Bauch heraus. Wenn alle das Gleiche sagen, bekommt man Lust, dagegenzuhalten. Dann sagt man sich: Alle sind sich einig, hey, da stimmt doch was nicht.

Damals haben alle auf Westerwelle herumgehackt. Jeder drittklassige Kabarettist hat Westerwelle-Witze im Programm gehabt, und das kam mir so billig, so vorhersehbar, so ungerecht vor, auch gemein, das hat mich an die Schulzeit erinnert, an diese miesen Momente, in denen alle gemeinsam auf einen Außen-seiter losgehen.

Die Westerwelle-Kolumne ist nie geschrieben worden. Ich hab's nicht geschafft. Stattdessen schreibe ich jetzt ein Lob der Reaktanz. Denn mir ist klar geworden, dass ich reaktanzgesteuert bin, zumindest teilweise. Anderen geht es genauso, das habe ich recherchiert. Reaktanz ist eine gute Sache.

Den Begriff »Reaktanz« hat 1966 ein gewisser Jack W. Brehm erfunden, ein Sozialpsychologe. Reaktanz bedeutet, vereinfacht gesagt, dass wir Menschen auf eine Überdosis von psychischem Druck oder auch auf Verbote sehr häufig in folgender Weise reagieren: Wir tun genau das Gegenteil von dem, was von uns erwartet wird. Reaktanz ist ein typisches Abwehrverhalten gegen jede Art von Einschränkung, Druck und Verboten.

Das berühmteste Experiment dazu geht so: Versuchspersonen sollen die Qualität von Schallplatten bewerten. Zur Belohnung darf sich jeder eine der getesteten Platten aussuchen. Nach dem Probehören und den Bewertungs-Interviews betritt der Versuchsleiter den Raum und teilt bedauernd mit, dass eine der Plat-

ten nicht mehr vorrätig sei. Sofort steigt die Attraktivität der vergriffenen Platte bei allen Versuchsteilnehmern. Sie wird, in einer zweiten Befragung, plötzlich viel besser bewertet. Weil sie nicht mehr zu haben ist.

Oft beweist einem die Wissenschaft ja das, was man sowieso schon zu wissen glaubte. Das Verbotene wird attraktiver, weil es verboten ist. Deswegen musste in den USA das Alkoholverbot, die Prohibition, kläglich scheitern. Nie haben die Leute mehr getrunken. Deswegen will der Fuchs die Trauben haben, die zu hoch für ihn hängen. Deswegen haben sich Romeo und Julia ineinander verliebt, es war strengstens verboten. Ich kenne Leute, darunter mich selber, die unter anderem deswegen immer noch rauchen, die Verteufelung der Raucher ist einfach too much. Deswegen tun geschickte Verkäufer so, als wäre ihre Ware knapp.

In der Politik funktioniert es ebenfalls, auch dazu gibt es Experimente. Wenn man ankündigt, dass es ab morgen verboten sein wird, auf die Straße zu spucken, dann werden sehr viele von uns plötzlich ein starkes Spuckbedürfnis spüren. Selbst die notorischen Nichtspucker.

Das Gleiche passiert mir, wenn ich ununterbrochen mit der gleichen Meinung beschallt werde. Wenn alle auf einer bestimmten Person oder Personengruppe herumhacken, werde ich reaktant, tut mir leid.

Die Reaktanz ist ein naher Verwandter des Trotzes. Reaktanz ist gut, weil sie eine Einheitsgesellschaft mit Einheitsmeinungen verhindert. Reaktanz ist – ausnahmsweise werde ich pathetisch – der Beweis dafür, dass wir zur Freiheit geboren sind.

Na ja. »Zur Freiheit geboren«, ganz so toll sind wir auch wieder nicht. Wir sind schon irgendwie Herdentiere. Neben der edlen Veranlagung zur Reaktanz, die jeder in sich trägt, gibt es ja auch den Hang zum Konformismus. Unsere Vorfahren haben in Horden gelebt. Ich will dazugehören. Jeder will das.

Das Gegenteil von Reaktanz heißt Mainstream. Das Gute am Mainstream ist, dass man nicht groß nachdenken muss. Man wirft sich einfach hinein in den Strom und lässt sich gemächlich treiben.

## Das Volk

Der Sozialpsychologe Solomon Asch hat in den fünfziger Jahren ein Experiment gemacht. Es ist ein Klassiker, ähnlich wie das Reaktanz-Experiment von Brehm. Versuchspersonen sollen vier verschieden lange Linien miteinander vergleichen. Zwei der Linien sind genau gleich lang. Die dritte und vierte Linie aber haben eine andere Länge – extrem anders. Man sieht es sofort.

Die Frage an die Versuchsperson lautet: »Welche beiden Linien sind gleich lang?«

Diese Frage soll in Anwesenheit anderer beantwortet werden, in einer größeren Gruppe. Die Versuchsperson ahnt nicht, dass alle anderen Mitglieder der Gruppe mit dem Testleiter zusammenarbeiten. Die eingeweihten Gruppenmitglieder geben alle eine falsche Antwort. Alle. Diese Antwort, wie gesagt, ist so grotesk falsch, dass selbst ein fünfjähriges Kind das merken muss.

Drei Viertel der Versuchspersonen schließen sich, im Durchschnitt, trotzdem der falschen Antwort an. Nur ein Viertel hat den Mut, den eigenen Augen mehr zu trauen als der Gruppe. Die anderen denken vielleicht, dass mit ihren Augen etwas nicht stimmt. Oder sie wollen nicht unangenehm auffallen.

Das Experiment ist oft wiederholt worden, es kommt immer das Gleiche heraus. Man kann die meisten Leute dazu bringen, öffentlich zu erklären, dass eins plus eins drei ergibt. Kein Problem. Es müssen ihnen nur genügend andere Leute dabei Gesellschaft leisten.

Vor Kurzem wurde es mit Vierjährigen ausprobiert. Die Kinder bekamen Bilderbücher und sollten sagen, was sie auf den Bildern sehen. Die Kinder dachten, dass sie alle das gleiche Buch in der Hand halten, sie konnten aber in die Bücher der anderen nicht hineinschauen. Eines der Kinder, nur eines, hatte ein anderes Buch bekommen. Auf einer Seite des Buches war ein Bild seiner Mama oder seines Papas zu sehen. Bei den anderen Kindern zeigte diese Seite ein Tier, vielleicht einen Goldhamster. In 18 von 24 Versuchen passten sich die Kinder, die es besser hätten wissen müssen, der Mehrheit an. Sie sahen ein Bild ihrer Mutter und sagten, wie alle anderen: »Ich sehe einen Goldhamster.«

Wenn ich so etwas höre, bekomme ich Angst.

In den fünfziger Jahren, in denen ich geboren wurde, dachte fast jeder, dass Deutschland die im Krieg verlorenen Ostgebiete auf keinen Fall aufgeben dürfe, dass Frauen nur in Ausnahmefällen arbeiten gehen sollten, dass Homosexualität eine Perversion sei, über die man am besten nicht spricht, dass es tausend wichtigere Dinge gebe als Umweltschutz. Heute denkt fast jeder in diesen Fragen ungefähr das Gegenteil. Auch ich denke das Gegenteil.

Ich denke ziemlich genau das Gegenteil von dem, was meine Großeltern gedacht haben, die allerdings, in ihrer Zeit, völlig normal waren, mit anderen Worten: *Mainstream*.

In jeder Epoche haben die Menschen an andere Wahrheiten geglaubt, und zwar an die gleichen wie ihre Nachbarn. Die Furcht vor Hexen oder die Verehrung für den Kaiser, die in den Köpfen meiner Urgroßeltern wohnten, sind meinen Großeltern genauso falsch vorgekommen, wie mir heute der Gedanke falsch vorkommt, dass man die Ostgebiete nicht aufgeben darf.

Und weil die Geschichte immer weitergeht, werden meine heutigen Meinungen den Nachgeborenen wohl auch seltsam vorkommen. Ich weiß, dass ich in den Augen der Zukünftigen eine lächerliche Figur bin.

Diese Erkenntnis macht mich demütig. Leute, die eine Meinung mit großer Selbstgewissheit vertreten, ohne die Spur eines Zweifels, so, als ob es kein Morgen gäbe, kommen mir dumm vor. Die einzige Haltung, die garantiert jeder Revision standhält, ist vermutlich der Zweifel.

Die Außenseiter, die Verweigerer des *Mainstreams*, haben nämlich oft recht behalten. Galileo Galilei wurde eingesperrt, weil er die Ansicht vertrat, dass die Erde sich um die Sonne dreht. Die ersten Kämpferinnen für das Frauenwahlrecht waren in den Augen der Mehrheit Spinnerinnen. 1980 waren die Grünen eine Randgruppe.

Das heißt, der *Mainstream* des Jahres 2100 wird heute vielleicht von drei oder vier Exoten am Rande der Gesellschaft vertreten.

Prophezeiungen sind schwierig, weil die Geschichte nicht immer in die gleiche Richtung marschiert. Viele denken, dass wir, wie seit hundert Jahren, auch in der Zukunft immer freier oder immer bindungsloser werden, dazu immer mehr wissenschaftliche Erkenntnisse anhäufen. Die Geschichte kenne nur eine Richtung, diese Richtung heiße Fortschritt.

Das ist eine Mainstream-Idee von heute. Sie muss nicht stimmen. Das Wissen der Antike war im Mittelalter zu großen Teilen verschwunden. Die lockeren Moralvorstellungen mancher Naturvölker liegen näher bei unseren heutigen Ideen als beim Mainstream des 19. Jahrhunderts. Aus der Geschichte der Meinungen lässt sich keine vorhersagbare Richtung und kein Bewegungsgesetz ableiten.

In 50 Jahren schütteln die Menschen vielleicht die Köpfe über unsere Angst vor der Klimakatastrophe. Vielleicht bleibt sie ja aus, so wie auch das große Baumsterben ausgeblieben ist. Ich behaupte nicht, dass es so kommt. Aber eines weiß ich nun wirklich genau: Sehr viele Gewissheiten jeder Epoche der Geschichte haben sich im Nachhinein als falsch herausgestellt.

Aber was wird zum Mainstream? Wer bestimmt das? Die Medien? Einer schreibt vom anderen ab, ist es so einfach? Erschafft sich der Mainstream, ab einem gewissen Punkt, sozusagen selber?

Weil ich seit längerer Zeit in den Medien arbeite, glaube ich, sie einigermaßen zu durchschauen. Es gibt keine geheimen Verschwörungen, so wenig, wie es gezielte Kampagnen gegen einzelne Politiker gibt. Es stimmt, dass es einem manchmal so vorkommt – fast alle schreiben das Gleiche. Alle sind gegen Westerwelle und gegen Kernkraft, alle waren für Klinsmann. Das hängt damit zusammen, dass die meisten Menschen ungern alleine dastehen. Sie möchten Erfolg haben und geliebt werden. Das gilt auch für Journalisten. Im Mainstream ist man sicher. Die meisten Medien spiegeln folglich den Mainstream wider und verstärken ihn dadurch noch, aber sie erschaffen ihn nicht.

## Die Masse

Auf der Suche nach einer Antwort – was wird zum Mainstream? – landet man bei Gustave Le Bon, der 1895 den Klassiker *Psychologie der Massen* geschrieben hat. Le Bon war Arzt und Anthropologe, das Massenverhalten konnte er im Krieg von 1870/71 studieren, im belagerten Paris, und während der Tage der Pariser Kommune.

Le Bon behauptet, dass Menschenmassen sich in ein neues Wesen verwandeln, ein Gemeinschaftsgeschöpf, das anders handelt und anders funktioniert als der Einzelne. Die Masse sei schlichter, begeisterungsfähiger, brutaler, irra-

tionaler, leichtgläubiger, sprunghafter, als Individuen es sind. Intelligenz sei als Massenphänomen unmöglich.

Die Masse ist dumm – diese Weisheit klingt ziemlich undifferenziert, nach einer Stammtischweisheit, aber sie beschreibt tatsächlich recht genau die Grundlage der Massenpsychologie. Falls Le Bon recht hat, ist ein Soziologenkongress in seinem gemeinsamen Arbeitspapier weniger intelligent, als jeder einzelne Soziologe es wäre, wenn er alleine nachdenkt. Eine Redaktionskonferenz, die gemeinsam über ein Thema berät, wäre demnach im Normalfall weniger originell als der einzelne Redakteur, den man in Ruhe überlegen lässt. Da kann ich mitreden, das habe ich oft erlebt. Und lange vor den großen Verbrechen der Nazis und des Stalinismus vertrat Le Bon die Theorie, dass »gutmütige Bürger, die normalerweise ehrsame Beamte geworden wären«, in der Masse zu den grausamsten Verbrechen fähig sind. Die Masse ist nicht nur dumm. Sie kann auch gefährlich sein.

1895 wurde das Kino gerade geboren, ans Fernsehen dachte keiner. Trotzdem hat Le Bon über die Entstehung von Massenmeinungen den erstaunlichen Satz geschrieben: »Die Massen können nur in Bildern denken.«

Bilder transportieren Emotionen, nur Emotionen bewegen Massen. Logik ist zu kompliziert für sie. Die zweite Grundregel zur Überzeugung der Massen – Le Bon spricht lieber von »Hypnose« als von »Überzeugung« – heiße Wiederholung.

Man muss einfache Botschaften und starke Bilder oft genug wiederholen. Dieses Rezept wird immer wirken. Das Bild eines Anschlages. Das Bild eines haarierten Atomkraftwerkes. Das Bild eines Angeklagten in Handschellen.

Sind wir so? Werden wir zu Automaten, sobald wir Teil einer Masse sind, sobald jemand unsere Instinkte auf die richtige Weise bedient?

Ich habe, bei einer Studentendemonstration, als Teil der Masse mal eine Tomate geworfen, in Richtung der CDU-Politikerin Hanna-Renate Laurien, die damals Kultusministerin gewesen ist. Sie ist inzwischen gestorben, sie war eine freundliche und kluge Dame. Wir haben uns später getroffen und darüber gelacht. Hätte ich damals eine Tomate auf sie geworfen, wenn ich alleine gewesen wäre? Bestimmt nicht. Hätte ich aus der Masse heraus auch Steine geworfen? Vielleicht.

Die Masse ist aber das Grundprinzip der Demokratie, zugleich das Grundprinzip unseres Wirtschaftssystems. Die Mehrheit bestimmt, wer regiert. Die Mehrheit bestimmt, was produziert wird. Es gibt natürlich ein paar Vermitt-

lungsinstanzen, wir haben eine repräsentative Demokratie, der Markt ist an Gesetze gebunden. In letzter Zeit wird allerdings der Ruf nach einer mehr oder weniger direkten Volksherrschaft immer lauter. Das Volk soll öfter als bisher über wichtige Fragen abstimmen, vielleicht sogar im Internet, das ist technisch ganz einfach und kann wunderbar schnell gehen. Es klingt ja auch erst mal sympathisch. Das Volk sind schließlich wir alle. Wir könnten uns dann ganz unseren Stimmungen hingeben.

Ich hätte Angst davor.

Dies ist die größte Beunruhigung von allen, dass nämlich unser offizieller Herrscher, der Souverän in einem demokratischen System, das Volk, wir selber, ein launischer, dummer und gefährlicher Herrscher sein könnte.

Als die Mitglieder des Parlamentarischen Rates 1948 das Grundgesetz schrieben, hatten sie noch Angst vor dem Volk und seinen Launen. Das hing natürlich mit Adolf Hitler zusammen.

Die Paragraphen des Grundgesetzes können vom Bundestag jederzeit geändert oder ergänzt werden, mit einer Zweidrittelmehrheit. Einige Paragraphen aber sind davon ausgenommen, durch die sogenannte Ewigkeitsklausel im Artikel 79 des Grundgesetzes. Dazu gehören die Menschenrechte, die Achtung der Menschenwürde, die Gewaltenteilung, die föderale Struktur Deutschlands. Diese Dinge darf das Volk nicht ändern, auch nicht mit einer Mehrheit von 99 Prozent. Nach herrschender Rechtsmeinung darf deshalb auch die Todesstrafe in Deutschland nie wieder eingeführt werden, von keinem Mainstream der Welt.

## Der Schwarm

1986 hat der Wissenschaftler Craig Reynolds mithilfe von Computersimulationen herausgefunden, dass die Individuen, aus deren Summe ein Schwarm entsteht, sich an drei Regeln halten. Das, was wir »Schwarmintelligenz« nennen, beruht tatsächlich auf nur drei Verhaltensregeln.

Erstens: Bewege dich als Mitglied des Schwarms immer in Richtung des Schwarm-Mittelpunkts. Auf diese Weise wird verhindert, dass der Schwarm auseinanderfließt.

Zweitens: Bewege dich weg, sobald dir jemand zu nahe kommt, vermeide Zusammenstöße.

Drittens: Bewege dich in dieselbe Richtung wie deine Nachbarn.

Kaum ein Begriff hat in den Jahren, die seit meiner Kindheit verstrichen sind, eine solche Karriere gemacht wie »Schwarmintelligenz«. Das Internet funktioniert wie ein Schwarm, heißt es. Die Revolutionen in den arabischen Staaten wurden und werden über die schwarmförmige Organisation Facebook organisiert, ohne Anführer, ohne eine Partei. Alle bewegen sich plötzlich in dieselbe Richtung wie ihre Nachbarn.

Weniger bekannt ist das Wort »Schwarmfeigheit«. Ich habe es zum ersten Mal in der Talkshow von Anne Will gehört. Der Journalist und Politikberater Michael Spreng sprach von der »Schwarmfeigheit im Internet«. Jeder Journalist kennt sie. Unsere Texte stehen im Netz, sie werden kommentiert, wir bekommen E-Mails. Dagegen ist nichts zu sagen. Doch weil es möglich ist, sich anonym zu äußern, unter einem erfundenen Netznamen, sind die Äußerungen deutlich aggressiver geworden. Die Leserbriefe, mit Absender und – meistens – dem echten Namen, waren im Durchschnitt sachlicher und seltener beleidigend. Die wenigsten Internetautoren, behaupte ich, hätten den Mut, so zu schreiben, wenn sie mit ihrem Namen dafür einstehen müssten.

Ein sehr frühes und bis heute gern zitiertes Experiment zur Schwarmintelligenz wurde vor mehr als hundert Jahren auf der Viehzuchtmesse der britischen Stadt Plymouth veranstaltet. Ochsen wurden gewogen, unter Ausschluss der Öffentlichkeit, danach durfte das Publikum ihr Gewicht schätzen. Diese etwa 800 Personen waren zum Teil Familien mit Kindern, zum Teil Metzger und Viehzüchter, Experten und Laien bunt gemischt. Die Schätzungen waren teilweise grotesk falsch. Wenn man aber den Durchschnitt aller Schätzungen ausrechnete, dann lag dieser Durchschnitt immer sehr nahe bei dem richtigen Ergebnis.

Das Internet funktioniert nach dem gleichen Prinzip. Jeder darf mitmachen, Experten und Laien, ähnlich wie beim Viehmarkt in Plymouth. Das Internetlexikon Wikipedia ist inzwischen die wichtigste Wissensquelle der meisten Leute, es wird vom Schwarm verfasst. Die Politiker Guttenberg und Koch-Mehrin haben ihre Ämter verloren, weil der Schwarm sich ihre Doktorarbeiten vorgeknöpft hatte. Bei den Wirtschaftskrisen spielt der Schwarm ebenfalls eine entscheidende Rolle: Wenn er sich aus einer Währung oder aus einer bestimmten Aktie zurückzieht, brechen alle Dämme.

Ich glaube, dass die Gesetze der Schwarmintelligenz auch das politische Leben zu beherrschen beginnen. Das beste Beispiel ist die Bundeskanzlerin. Zu Recht wird gesagt, dass Angela Merkel für einen Stil des Regierens steht, den es vor ihr in Deutschland nicht gegeben hat. Die Traditionen und Grundsätze ihrer Partei scheinen für sie keine Rolle zu spielen. Angela Merkel setzt Volkstimmungen um, sie ist keine Leitwölfin, eher ein Fisch im Schwarm. Sie lässt sich, wo immer und solange es geht, in der Strömung treiben. Als das Volk nach Fukushima die Atomkraft ablehnte, war bekanntlich auch Frau Merkel, die eben noch die Laufzeiten der Kernkraftwerke verlängert hatte, plötzlich für die Abschaltung der Atommeiler. Und jetzt, wo die Sozialdemokraten wiedererstarken, fällt ihr ein, dass der Mindestlohn, den die CDU vor Kurzem noch verteufelt hat, eine feine Sache ist. Bewege dich in Richtung des Mittelpunkts, vermeide Zusammenstöße, bewege dich in dieselbe Richtung wie die Mehrheit.

## Die Querdenker

Manchmal habe ich den Eindruck, dass Deutschland von einer Einheitspartei neuen Typs beherrscht wird, der Mainstreampartei. Diese Partei ist ökologisch, für einen höheren Bildungsetat, für Frauenquoten, für Klimaschutz, für Umverteilung des Wohlstands, dafür, dass die hier lebenden Ausländer Deutsch lernen... Konsens, wohin man schaut. Selbst zu einer so komplexen Frage wie der Euro-Krise scheint es nur ein oder zwei denkbare, zulässige Antworten zu geben. Dass die Piratenpartei – noch – keine Quotenregelung hat, wird in manchen Kommentaren schon als große Kühnheit registriert.

Man muss sich zum Vergleich nur einmal das Meinungsspektrum der angeblich so langweiligen Adenauerjahre in Erinnerung rufen, als es noch Christen, Kommunisten, Sozialisten, Konservative und alles Mögliche andere gab. Falls man unter »Demokratie« einen offenen, freien Meinungskampf versteht, ein Ringen um den richtigen Weg, dann haben wir nicht allzu viel davon. Und dazu ist nicht einmal ein Unterdrückungsapparat erforderlich, es hat sich einfach so ergeben.

Damals, unter Adenauer, waren die Milieus noch ziemlich autark, es gab nicht einen einzigen großen Schwarm, es gab mehrere kleinere Schwärme. Die Linken interessierten sich für die Meinung anderer Linker, die Konservativen lasen

konservative Zeitungen. Heute kriegt man, dank Internet, fast alles mit, was irgendwo von irgendeinem wichtigen Menschen gemeint wird. Man kriegt immer alles mit. Man ist immer mittendrin.

Trotzdem gedeiht bei uns der Typus des Querdenkers, der in den Talkshows für eine gewisse Belebung im Rahmen des Schicklichen sorgen soll – unsere neue Apo, bestehend aus eloquenten Personen wie Hans-Olaf Henkel, Richard David Precht oder Alice Schwarzer. Der Inbegriff eines solchen Querdenkers ist der sympathische Heiner Geißler. Der Rebell Heiner Geißler tritt auf die denkbar unterhaltsamste Weise für Umweltschutz ein, für grünes Denken, für Bürgerbeteiligung, für die parlamentarische Demokratie, für Emanzipation und für soziale Gerechtigkeit. Er ist Mainstream, total, aber er vertritt den Mainstream mit so viel Temperament, dass er auch mir meistens als der Prototyp des rebellischen alten Mannes erscheint.

Im neuen Heft der Kulturzeitschrift *Merkur* geht es um das Thema »Konformismus«. Niemand möchte ein Konformist sein, tatsächlich sind es aber fast alle. Warum? Die Herausgeber antworten: »Es ist etwas anderes, ob man sich als professioneller Tabubrecher in Talkshows feiern lässt oder ob man freimütig die Wahrheit sagt, seine Wahrheit. Dafür muss man womöglich einen Preis bezahlen. Zu missfallen oder gar ausgestoßen zu werden aus dem Kreis derjenigen, die die richtigen, die guten, die hilfreichen Ansichten vertreten.«

Harald Schmidt gehört zu einem anderen Typus. Er hält sich nicht immer an die üblichen Sprachregeln und Tabus, er pfeift auf den Mainstream. Das wirkt erfrischend. Es ist aber auch unmöglich zu sagen, wofür er stattdessen steht. Er hütet sich davor, sich in irgendeiner Weise festzulegen. Das macht ihn fast unangreifbar, so, wie früher die Hofnarren unangreifbar gewesen sind. Leute wie Harald Schmidt oder Henryk M. Broder begleiten den Mainstream, sie leben von ihm, wie Fischer, sie laufen an seinem Ufer und werfen ihre Netze aus. Die eine oder andere Pointe verfängt sich immer darin.

Noch einmal die Frage: Wer entscheidet darüber, welche Ansicht »richtig« ist und welche »falsch«? Im *Merkur* schreibt der Medientheoretiker Norbert Bolz, dass die meisten Leute die Ansichten übernehmen, von denen sie glauben, dass die meisten anderen Leute sie auch haben. Darüber, welche Meinung gerade die allgemein übliche ist, informieren die Massenmedien. Die Meinungsmacher dort sind aber auch nur Leute wie alle anderen. Sie tendieren dazu, die Mei-

nungen und die Themen anderer Meinungsmacher zu übernehmen – sie verhalten sich genau wie die Versuchspersonen im Solomon Aschs Experiment mit den vier Linien. Sie trauen ihren eigenen Augen nicht.

Bewege dich in Richtung des Mittelpunkts. Bewege dich in dieselbe Richtung wie alle anderen. Vermeide Zusammenstöße.

Weil der Mainstream heute die normative Rolle übernommen hat, die früher von Traditionen und Sittengesetzen gespielt wurde, tendiert man dazu, vom Mainstream abweichende Meinungen als unmoralisch zu verurteilen. Wissenschaftler, die zur angeblich nahenden Klima-Apokalypse eine abweichende Meinung vertreten, werden zum Beispiel »Klimawandelleugner« genannt – als ob es um Religion ginge und nicht um Wissenschaft. In der Wissenschaft kann es ohne den Zweifel an scheinbaren Gewissheiten keine Entwicklung geben. Und weder in der Wissenschaft noch in der Kunst hat die Masse jemals etwas Bemerkenswertes hervorgebracht. »Alles Wertvolle«, schreibt Bolz, »verdanken wir außergewöhnlichen Individuen.«

Jemand, der wirklich ein Querdenker ist, müsste heutzutage vielleicht für die Wiedereinführung der Monarchie eintreten. Er müsste an den heiligen Idealen der sozialen Gerechtigkeit, am Atomausstieg und an der Emanzipation zweifeln. Mit anderen Worten, er müsste bereit sein, sich vom Schwarm zu einem gefährlichen Irren stempeln zu lassen.

## Lob der Reaktanz

Ohne Reaktanz würden wir uns alle nach und nach in Gemüse verwandeln, das ist hoffentlich klar geworden. Ohne Reaktanz läuft »Demokratie« auf eine massenpsychologische Zwangsherrschaft des Einheitsdenkens hinaus. Reaktanz ist die Kraft, die dafür sorgt, dass ein Meinungspendel nach einer gewissen Zeit wieder zurückschwingt. Und jetzt schreiben Sie mir um Himmels willen keine Briefe, in denen Sie mir Klimawandelverharmlosung vorwerfen oder vor den Gefahren des Monarchismus warnen.

Ich bin, weltanschaulich, Reaktist. Als ich mit meinen Kolumnen anfang, gab es manchmal Ärger, wenn politische Themen auftauchten, zum Beispiel Kritik an den USA. Ich habe eine Kolumne geschrieben, in der ich die Gewaltverliebtheit mancher Amis gegeißelt habe. Das war als Thema nicht sehr originell, ich

weiß, und vielleicht ist die Kolumne ja zu Recht nicht gedruckt worden. Ich jedenfalls hatte von diesem Tag an eine animalische Lust, alles an den USA schlecht zu finden. Obwohl das ein tolles Land ist, ehrlich. Ich habe bei jeder Gelegenheit, jahrelang, antiamerikanische Tiraden geschrieben. Da habe ich mich einfach lebendig gefühlt. Unpolitisch war dieses Verhalten nur auf den ersten Blick. Reaktanz ist nicht unpolitisch. Reaktanz führt dazu, dass Verbote sich, langfristig gesehen, nicht lohnen.

Redakteure, die mich länger kennen, verbieten mir inzwischen, glaube ich, bestimmte Thesen oder bestimmte Themen, weil sie dann sicher sein können, dass sie genau das kriegen. Da muss man vorsichtig sein, das ist ein ganz übler Trick.

Die Lobrede auf Guido Westerwelle muss damit beginnen, dass er einer der wenigen wirklich guten Redner ist, im Bundestag. Er hat sich jetzt in die zweite Reihe der Partei zurückgezogen und macht seinen Nachfolgern keinen Ärger, er verhält sich tadellos solidarisch. Da sollte man sich nur mal den CDU-Politiker Merz zum Vergleich anschauen, der nach seinem Machtverlust ununterbrochen gestänkert hat. Es ist gar nicht so schwer mit der Lobrede, aber das Material reicht noch nicht ganz.

Als Reaktist erfüllt man eine sozialhygienische Funktion und leistet einen Dienst an der Menschlichkeit. Es ist unappetitlich, wenn einzelne Personen zum public enemy erklärt werden, überall, von jedem. Guttenberg? Eva Herman? Jan Ullrich? Das sind Verfehlungen gewesen, kritikwürdig, gegebenenfalls strafbar, aber doch keine Kapitalverbrechen. Bei jedem Gangster finden Gerichte mildernde Umstände, nur das große Volkstribunal der öffentlichen Meinung kennt keine Bewährungsstrafen, so lange, bis das große Vergessen einsetzt. Man vergibt nichts, aber man vergisst.

Wenn erst mal der nächste Skandal da ist, absorbiert er sowieso die gesamte Erregungsenergie, über die man verfügt. Sich selber vergibt man alles.

Und Margot Käßmann? Der umgekehrte Fall. Eine Heilige. Da ist Reaktanz ebenfalls angebracht. Der dunkle Trieb, Idole schlechtzumachen, hat ebenfalls etwas mit Reaktanz zu tun. Das ist die Nachtseite der Reaktanz.

Es müsste, im Mainstream-Medium Fernsehen, eine Sendung geben, eine einzige, die der Reaktanz verpflichtet ist. Einmal pro Woche, 30 Minuten lang, müsste jemand einer von fast allen geglaubten Wahrheit widersprechen, oder

eine abseitige Meinung äußern, oder den aktuellen public enemy verteidigen. Ohne Ironie. Ohne einen Moderator, der sich distanzziert. Auch das wäre ein interessantes Experiment.

## Der Publikumsjoker

In der beliebtesten deutschen Quizsendung, bei »Wer wird Millionär?«, hat Günther Jauch im Mai 2011 eine Rechtschreibfrage gestellt. In welchem dieser Wörter ist ein k zu viel? Akkumulator, Akkusativ, akkurat, Akkupunktur.

Die Kandidatin wusste es nicht. Ich wüsste es auch nicht. Bei »Wer wird Millionär?« gibt es den Publikumsjoker. Das Publikum stimmt darüber ab, welche Antwort die richtige ist. Das Publikum entschied sich, mit 48 Prozent, für das Wort »akkurat«. Auf Platz zwei, mit 42 Prozent, lag »Akkupunktur«. Die Kandidatin fiel durch. Akupunktur schreibt man mit einem k, akkurat mit zwei.

So etwas passiert bei »Wer wird Millionär?« immer wieder: Bei den einfachen Fragen ist der Publikumsjoker fast immer eine sichere Sache. Aber je komplizierter es wird, desto öfter irrt sich die Mehrheit. Es ist dann klüger, jemanden anzurufen, der Ahnung hat. Eine Einzelperson.

Das Leben ist natürlich oft ziemlich kompliziert. Trotzdem haben wir unser Leben weitgehend dem Publikumsjoker untergeordnet.

Der Publikumsjoker bestimmt die Regierung. Der Publikumsjoker bestimmt die Aktienkurse, der Publikumsjoker entscheidet darüber, was es zu kaufen gibt, was gesendet wird und was vom Markt verschwindet. Was hält eine Gesellschaft für richtig, was für falsch, welche Werte hat sie, wie benehmen sich die Leute, was ziehen sie an? Fragen Sie das Publikum.

DIE ZEIT

Nr. 46 vom 10. November 2011



# Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 27. September 1969 in Bremen.

Studierte Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Kulturwissenschaften in Bremen. War daneben Herausgeber und Chefredakteur des Kulturmagazins *Un-ARTig* und des Fanzines *Limit* (beide Bremen). Arbeitete seit 1996 als Labelmanager für die Plattenfirma Red Sun Records, ab 2002 als freiberuflicher Tourveranstalter und -manager sowie bis 2006 als Promoter; daneben freie redaktionelle Mitarbeit unter anderem für die Musikmagazine *Notes* (Hamburg, 2002 bis 2009) und *Dynamite!* (Mannheim, seit 2008). Seit 2006 freie redaktionelle Mitarbeit bei der *Wümme-Zeitung* (Lilienthal) und dem *Weser-Kurier* (Bremen). 2010 veröffentlichte Lars Fischer gemeinsam mit dem Fotodesigner Fritz Dressler das Buch »Music Hall Worpswede« (verlegt vom *Weser-Kurier*).

LARS FISCHER erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2012 in der Kategorie »Lokales« für den Beitrag »Ein gefundenes Fressen«, erschienen in der *Wümme-Zeitung* (Lilienthal) am 29. Oktober 2012.

In »Ein gefundenes Fressen« geht es um unsere Wegwerfgesellschaft. Wie schnell wird aus Lebensmitteln Müll? Kann man sich von dem, was weggeworfen wird, noch ernähren? Der Text erschien am 29. Oktober 2011 in einer Regionalausgabe des *Weser-Kuriers*, der *Wümme-Zeitung*. Deren freier Mitarbeiter Lars Fischer hat sich zusammen mit seiner Tochter eine Woche lang aus Abfallcontainern von Supermärkten ernährt. Er nimmt seine Leserinnen und Lesern mit auf die Nahrungssuche. Der Autor ist ein guter Beobachter, der unzählige Details zu einem spannenden Gesamteindruck verdichtet, der nachdenklich macht. Selbst ohne Fotos entstehen aussagekräftige Bilder. Der Beitrag ist ein gutes Beispiel dafür, dass eine intensive Recherche vor Ort besonders interessante Eindrücke zu Tage fördern kann. Die Jury würde sich wünschen, dass mehr Lokalredakteure und freie Mitarbeiter so viel Zeit in einen Beitrag investieren können. Genaue Beobachtung, intensive Beschreibung und gelungene Einordnung in einer klaren und verständlichen Sprache machen diese Arbeit von Lars Fischer vorbildlich und preiswürdig.

# Ein gefundenes Fressen

Von Lars Fischer

## **Massen von Lebensmitteln in den Müllbehältern der Supermärkte: Ein Mitarbeiter der Wümme-Zeitung und seine Tochter leben eine Woche lang aus dem Container – Tagebuch eines Selbstversuchs.**

Wir leben im Überfluss, keine Frage. Aber was macht ein Lebensmittel zu Müll, welches ist der Punkt, an dem eine Ware ihren Wert verliert, ohne ihre Funktion eingebüßt zu haben? Um das herauszufinden, muss man in die Abfallcontainer der Supermärkte gucken. Es gibt Menschen, die davon leben. Statt einzukaufen, gehen sie containern. Kann man davon satt werden ohne Ekel? Und liegt tatsächlich so viel im Müll, wie behauptet wird? Probieren geht über theoretisieren: Eine Woche lang versuche ich, mich selbst so zu ernähren.

## Sonntag, 23. Oktober

19.30 Uhr – der erste Markt in Borgfeld. Für den Anfang ist die Dunkelheit ganz beruhigend, man muss sich ja nicht gleich beim ersten Mal auf Diskussionen mit Passanten, Sicherheitsdienst- oder Marktmitarbeitern einlassen. Die Rampe allerdings ist hell erleuchtet. Auch nicht schlimm, das macht das »Tauschen« einfacher. Auch, dass direkt neben der gut gefüllten grünen »Bioabfall«-Tonne eine zweite leere steht, erweist sich als günstig und erledigt die Frage, wo eigentlich die Dinge bleiben, die oben liegen und die da bleiben sollen. Der Geruch, der einem entgegenkommt, wenn man den Deckel öffnet, ist nicht weiter schlimm, die kühlere Jahreszeit ist sicher auch die angenehmere Container-Saison. Was Plastikverpackungen zwischen all dem Obst und Gemüse, das tatsächlich größtenteils nicht mehr genießbar ist, zu suchen haben, ist schleierhaft. So wird das sicher nicht kompostiert. Und es gibt klassische Fälle von kosmetischen Wegwürfen: die Gurke mit einer kleiner Blase in der Schale, der Bio-Kürbis, der mit seinen Verwachsungen kein Schmuckstück ist, oder die Dreier-Packung Paprika in Ampelfarben, in der nur der gelbe Vertreter eine Matschdelle hat. Eine Schale mit Suppengemüse enthält topfite Möhren. Dazu gibt sogar eine unerwartete Bereicherung der Container-Küche: einen Brühwürfel. Nur der Sellerie hinterlässt einen penetranten Geruch, und der zunächst noch ganz gut aussehende Brokkoli wandert nach der Geruchsprobe auch zurück. Das Containern hier ist kinderleicht, die Hemmschwelle gering. Das macht Mut für den nächsten Markt im Stadtteil, der hat allerdings die meisten Müllbehälter unter

Verschluss. An einem großen Container fällt auf, was wir vergessen haben: Außer Tüten, Gummihandschuhen und Taschenlampe bräuchte man hier eine Art Angel, will man nicht selber in den Behälter klettern. Ein herumliegender Draht tut es auch, mit ihm lässt sich immerhin ein Joghurt-Becher herausfischen. Der Boden ist ein bisschen aufgeplatzt. Fast schon beim Weggehen fällt der Blick auf einen Plastikbeutel, der vor dem Altglas steht – mit zehn fertig gerollten Lahmacun, auch bekannt als »türkische Pizza«. Ein bisschen hart am Rand, aber bedenkenlos essbar, weil ohne Füllung. Darf man sich darüber freuen oder sollte man entsetzt sein? Natürlich setzt jenes Hochgefühl ein, das die meisten von einem famosen Sperrmüllfund her vielleicht kennen. Irgendwo sind wir immer noch Jäger und Sammler. Andererseits stellt sich die Frage, was soll dieser Irrsinn? Warum liegt unverdorbenes Essen im Müll, und warum wird anderswo tatsächlich gammeliges Fleisch umetikettiert und weiterverkauft? Man muss gar nicht bis zu den hungernden Menschen in gar nicht so weit entfernten Ländern denken, um zu merken, dass hier etwas völlig aus dem Ruder läuft. Geschätzt wird, dass weltweit rund ein Drittel aller Lebensmittel auf dem Weg zwischen Erzeuger und Verbraucher weggeworfen wird. In den Industrieländern dürfte der Wert um die 50 Prozent betragen. In Deutschland wandern rund 20 Millionen Tonnen Lebensmittel jährlich in den Abfall. Zusammen mit meiner 16-jährigen Tochter hatte ich beschlossen, das Containern selbst auszuprobieren. Wir gaben uns selbst folgenden Kompromiss vor: Die letzten Reste, die wir noch im Kühlschrank haben, werden mit verbraucht, Gewürze werden benutzt, aber wir kaufen eine Woche lang keine Lebensmittel für uns ein. Zurück am Container. Die Essensplanung kommt schnell voran: Auch wenn bei den folgenden vier Läden entweder die Tonnen leer, hinter Gitter weggeschlossen oder in der Obhut eines Lieferwagenfahrers sind – Teigfladen mit Gemüsefüllung sind ja keine Vorstellung, bei der einem bange werden muss. Der gefundene Kürbis hält sich länger, der kann später zu Suppe werden. Zwei Bananen mit relativ wenig Flecken kommen dann doch noch dazu – aus den uns schon bekannten grünen Tonnen, dieses Mal hinter einem Lilienthaler Discounter. »Pure Biokraft« steht darauf. Das klingt schon fast nach Hohn. »Die Bananen esse ich in meinem Müsli«, meint meine Tochter. Bloß welches Müsli? Was uns bislang fehlt, ist eindeutig etwas, was zum Verfrühstücken taugt. Also ist der letzte Stopp des Abends bei einem Bäcker. Ein Volltreffer: In der Mülltonne sind locker 100 Brötchen, die

nicht älter als einen Tag sein dürften. Auch gefüllte Croissants sind dabei, so dass sich das Problem der Auflage auch schon geklärt hätte. Ein Franzbrötchen versüßt die Heimfahrt, und es schmeckt nicht anders als ein gekauftes, außer, dass ein paar Mohnspuren dran kleben. Eigentlich schmeckt es sogar ein bisschen besser, das kommt wohl von der Euphorie des Erfolgs. Wir werden vom Containern satt werden die nächsten Tage, ganz ohne Ekel. Das ist beruhigend.

## Montag, 24. Oktober

Das Frühstück ist mehr als akzeptabel. Die Fundbrötchen werden kurz aufgetoastet, zum Glück ist auch noch etwas Kaffee da, allerdings keine Milch mehr. Heute hilft noch der letzte Tropfen Sahne. Aber ist es wirklich so schlimm, wenn das, was vermeintlich immer da sein muss, mal nicht da ist? Im Urlaub oder zu Besuch bei Freunden geht das schließlich auch. Und genau das Konsumentendenken, dass alles jederzeit verfügbar sein muss, dass die Regale beim Bäcker auch kurz vor Feierabend noch voll zu sein haben, führt ja erst zu diesen aberwitzigen Überproduktionen. Ist es wirklich ein Einschnitt in unsere Lebensqualität, wenn wir einfach mal das essen, was noch da ist und sich nicht mehr ewig hält, anstatt es wegzuworfen und etwas anderes zu kaufen? Mit Brötchen, dem Joghurt aus der angedetschten Packung und den Bananen, die drinnen noch hell und fest sind, lässt sich der Tag ganz gut beginnen, und auch an der ersten warmen Mahlzeit mit türkischer Pizza ist nichts auszusetzen. Abends dann der zweite »Einkauf« ohne Geld. Bei diesem Supermarkt gibt es reichlich, was unsere Kühlschranksfüllung perfekt ergänzt: jede Menge eingeschweißte Kuchenteile für zwischendurch, zwei Mini-Packungen Nutella und gekochten Schinken als Auflage, dazu ein paar Gläser Meerrettich, Müsliriegel und gar eine Tafel Schokolade. Das meiste ist einen Tag über dem Mindesthaltbarkeitsdatum, was nicht spürbar ist. Auffällig ist, dass fast alle diese Artikel offensichtlich kurz vorm Ablauftermin reduziert wurden. Das belegen zahlreiche Aufkleber. Ein geplatzter Topf Rote Grütze sorgt für mächtig klebrige Handschuhe, dafür ist die Packung daneben unversehrt und noch zwei Monate haltbar. Der Supermarkt ist noch geöffnet, sonst käme man nicht durch das Tor auf den Hinterhof zu den Containern. Weiterhin ziehen wir die Dunkelheit für unsere Beutezüge vor, und es ist schon ein wenig kribbelig, als eine Mitarbeiterin in einem der erleuchteten

Hinterräume des Markts auftaucht. In Einzelfällen sind schon Mülltaucher angeklagt worden. Diebstahl ist es streng genommen schon, aber der Warenwert wird mit Nullkommanull beziffert. Jede Staatsanwaltschaft stellt ein solches Verfahren deshalb sofort ein. Hausfriedensbruch bleibt es aber wohl doch. Die Mitarbeiterin sieht uns im Dunkeln nicht. Zum Glück, denn wir angeln eine Packung Dosenmilch. Nicht mein Favorit im Kaffee, aber immerhin. Beim zweiten Container geht es ganz schnell, denn obenauf liegen Fleischereiabfälle. Das sieht nicht so verlockend aus, als dass man den Gestank länger als einige Sekunden aushalten möchte. Deckel wieder drauf!

## Dienstag, 25. Oktober

Der Kühlschrank ist noch voll, containerfreier Tag. Kuchen und einige Stückchen Schokolade gibt es zwischendurch und mittags Möhrchen in Meerrettich-Sauce – wieder mit türkischer Pizza. Die riecht allmählich nicht mehr ganz so lecker, und ehrlich gesagt kann ich diese Teigfladen auch nicht mehr sehen. Also dann doch wieder auf den Müll damit? Verdorben sind sie nicht, also werden sie gerecht zwischen Hund, Katze und Huhn aufgeteilt. Natürlich werden die Tiere nicht ausschließlich von Resten ernährt, und sie sind auch nicht als Müllschluckler angeschafft worden, aber sie helfen doch, den Abfall an Essensabfällen deutlich zu reduzieren. Das gute alte Resteschwein hat ja nicht zufällig Tradition auf dem Lande. In der Stadt ist das sicher schwieriger. Bei uns wird das harte Brot für das Huhn eingeweicht, und es gibt uns dafür ein frisches Ei zurück: Nicht der schlechteste Tausch. Nebenbei hilft es tatsächlich Geld zu sparen, und das ist gerade bei der Ernährung offensichtlich immer wichtiger. Lebensmittel können uns gar nicht billig genug sein. Aber: Wie kann es sich rentieren, ein halbes Hähnchen für zwei, drei Euro zu verkaufen? Wie wenig darf da Futter, Stallung, Schlachtung und Transport eigentlich kosten, damit für diverse Beteiligte auf der Verwertungskette immer noch Profit übrig bleibt? Vor 50 Jahren wurden in Deutschland rund 40 Prozent des Einkommens fürs Essen ausgegeben, heute sind es gerade mal zehn Prozent. Deshalb kostet Obst so wenig. Und es lohnt sich für einen Supermarkt gar nicht, einen Angestellten die Stiege durchsuchen zu lassen, um einzelne schlechte Exemplare auszusortieren. So ist es auch in dem Netz, das wir finden: zwei gammelige, acht gute Mandarinen. Darüber freut

sich auch der Besuch. Die sechsjährige Tochter einer Freundin steht vor dem Kühlschrank und meint: »Das soll alles Müll sein? Ist doch noch gut.« Stimmt! Ich hatte versprochen, dass sie bei uns kein containeres Essen bekommt und extra für sie eingekauft. Aber das Obst lacht die Kleine an, und nach zwei Stück zum Nachtschiff traut sie sich auch an die Müsliriegel, die sowieso eigentlich nur aus Keks und Schokolade bestehen. »Kann ich noch zwei Mandarinen mitnehmen, damit Mama auch sieht, was die alles wegwerfen?«, fragt sie zum Abschied. Kann sie.

## Mittwoch, 26. Oktober

Ich kaue beim Frühstück auf mittlerweile doch reichlich trockenen Brötchen rum und hätte schon mal wieder Lust auf einen frischen »Weltmeister«. Aber es gibt ja reichlich Alternativen, und über eine warme Waffel mit Roter Grütze braucht man sich wirklich nicht zu beschweren. Man muss bei den eingeschweißten Gebäckteilen allerdings schon genau hinsehen: Bei zwei Packungen hat sich zwischen dem Puderzucker Schimmel gebildet. Sie sind weder für Mensch noch Tier mehr zu gebrauchen. Aber mit offenen Augen und Nase lässt sich allemal feststellen, was genießbar ist und was nicht mehr. Das Mindesthaltbarkeitsdatum ist da bestenfalls eine grobe Orientierung. Allein dieses Wort ist ja ein Monster, und es bedeutet nichts anderes als: Bis zu diesem Tag ist die Ware garantiert in der bestmöglichen Verfassung. Die Engländer schreiben einfach »best before« drauf, danach ist es immer noch gut und nicht etwa schlecht. Wir reden immer von Verfallsdaten und dass danach etwas »abgelaufen« sei. In Wirklichkeit denkt sich der Hersteller – und nicht eine Behörde, wie man meinen könnte – aus, wie lange etwas »haltbar« sein soll. Kein Wunder also, dass die Fristen immer kürzer werden. Ob die Kunden das Produkt essen oder wegwerfen ist ja egal, solange sie sich wieder ein neues kaufen. Wer hat nicht im Kühlregal schon selber mal ganz hinten nach dem frischesten Joghurt gesucht? Die niederländische Supermarktkette Jumbo versucht dieses Käuferverhalten umzukehren: Wer dort ein Produkt findet, das laut Aufdruck nur noch einen Tag haltbar ist, bekommt es billiger oder geschenkt. Während man hierzulande irgendwo in einer Ecke die reduzierten Artikel mit dem Schild »MHD abgelaufen« wenig attraktiv anpreist, bekommt da die Suche nach den Ladenhütern einen echten Reiz.

## Donnerstag, 27. Oktober

Es ist garantiert keine gute Idee, mit knurrendem Magen morgens mal spontan das Frühstück containern zu wollen. Vielleicht haben wir einfach nur Pech, oder in Worpswede ist nicht viel zu holen für Mülltaucher. Fünf Packungen frischer Oregano und eine mit Bohnenkraut helfen im Moment gar nicht weiter. Warum die in den Müll gewandert sind, lässt sich nur erahnen: Es sieht so aus, als ob die Etikettiermaschine falsch eingestellt war. Die Barcodes sind abgeschnitten, und das Haltbarkeitsdatum fehlt ganz. Am tadellosen Zustand der Kräuter besteht jedenfalls kein Zweifel. Während der Geschäftszeit gucken wir bei einem Bäcker in den Müll und finden einen riesigen Klumpatsch aus ungebackenen Teiglingen, Sahnestücken und belegten Brötchen. Mehrere Mitarbeiter sehen uns, keiner sagt etwas, also fragen wir nach dem Chef. Wir wollen mit ihm über seinen Abfall reden. Der findet es allerdings gar nicht gut, dass Fremde auf seinem Grundstück nach Essbarem suchen, pocht auf das Hausrecht und ruft die Polizei. Da helfen alle Erklärungen nichts, der Bäckermeister verlangt, dass man sich im Laden anmeldet, wenn man bei ihm containern möchte. Der Ordnungshüter erscheint, zieht aber nach kurzem Gespräch wieder ab. Strafanzeige wegen Hausfriedensbruch möchte der Geschäftsmann dann doch nicht stellen. Später stellt sich heraus, dass auf seinem Hof wohl schon häufiger randaliert wurde, und nachdem sich das Gemüt ein wenig beruhigt hat, erklärt er seine Müllwirtschaft: hier die Tonnen für das, was zu Paniermehl verarbeitet werden kann, dort alles, was ein Bauer sich täglich abholt. Der verfüttert es, nachdem er es abgekocht hat. Brot vom Vortag gehe an Altenheime, die es lieber als ganz frisches hätten, erklärt der Bäcker. Was dann noch übrig bleibt, das dürfe laut Lebensmittelrecht nicht weiter verwendet werden. Kommt Sahne ins Spiel, dürfe die Ware nur einen Tag lang angeboten werden, essen könnte man sie ohne weiteres noch länger. Noch ganz anders geht es bei einem kleinen Bio-Mitgliederladen zu. Dort gibt es schlichtweg keine Mülltonne für Lebensmittel. Verpackungen werden recycelt, und Ware, die nicht mehr perfekt ist oder abläuft, wird direkt im Laden verschenkt. Statt in der Tonne zu tauchen, kann man sich eine Kiwi oder Paprika aus dem Korb mit dem Schild »Gratis« vom Tresen nehmen. Ein kleiner Laden mit enger Kundenbindung, da lässt sich

offensichtlich besser planen. Und warum können wir Satelliten und Roboter millimetergenau steuern, unzählige Flugzeuge durch Lufträume leiten, aber unsere Nahrungsproduktion nicht vernünftig planen? Jeder Einkäufer eines Industrieunternehmens, der für so viel Ausschuss sorgt, würde umgehend gefeuert. Der Bioladen-Inhaber lädt zu Kaffee mit frischer Vollmilch ein – was für ein wunderbarer Luxus! Mittags gibt es dann die Kürbissuppe mit Croutons aus etwas hartem Graubrot, aber mit Kräutern obendrauf – lecker!

## Freitag, 28. Oktober

Langsam kennen wir die Märkte zwischen Borgfeld und Tarmstedt, Lilienthal, Grasberg und Worpswede gut genug, um zu wissen, wo was zu holen ist. Bei einem neuen Geschäft guckt man nicht mehr nach dem Eingang, sondern danach, wo die Rampe ist. Außerhalb der Geschäftszeit heißt für uns: Es ist geöffnet! Bei unserem Favoriten sind die Tonnen wieder gut gefüllt – drei Tage nach dem letzten Besuch schon wieder mit komplett anderen Waren. Kartoffeln, Bio-Möhren, Lauch, Zwiebeln, Brot. Das reicht locker übers Wochenende, so dass wir die Beutezüge einstellen können.

## Epilog

Ob ich weiter containern gehe? Ich bin mir nicht sicher. Hier und dort einfach mal in die Tonnen zu schauen, das ist jedenfalls verlockend. Beim ersten Einkauf »danach« stehe ich an der Kasse und suche das Portemonnaie. Taschenlampe, Gummihandschuhe und Draht habe ich in der Jackentasche, Geld nicht. Um am Konsum wieder teilnehmen zu können, muss man wohl umdenken. So wieso.

WÜMME-ZEITUNG (Regionalausgabe des *Weser-Kuriers*, Bremen)  
Nr. 253 vom 29. Oktober 2011



# Theodor-Wolff-Preis

Geboren am 26. Dezember 1973 in Hannover.

Studierte Neueste Deutsche Geschichte und Neuere Deutsche Literatur in Tübingen, an der Humboldt-Universität Berlin und der Freien Universität Berlin. Dissertation über: »Der andere Weg. Deutschland und der Westen in den west-deutschen Debatten 1945 - 1960«. Während des Studiums Praktika und freie Mitarbeit bei *Bild*, *B.Z.*, *Berliner Kurier* und *Berliner Zeitung*. 1999/2000 halbjähriger New-York-Aufenthalt, Praktikum und freie Mitarbeit beim Springer-Auslandsdienst. Seit Herbst 2002 freie Mitarbeit bei der Welt/Morgenpost-Gruppe im Ressort Magazin/*Berliner Illustrierte Zeitung*. Seit Oktober 2005 fest bei der Welt/Morgenpost-Gruppe, Reporter und Blattmacher für *Welt Kompakt*, *Welt*, *Welt am Sonntag* und *Berliner Morgenpost*. Seit 1. April 2012 verantwortlicher Redakteur bei der *Berliner Illustrierten Zeitung*, dem Wochenend-Magazin der *Berliner Morgenpost*.

PHILIP CASSIER erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2012 in der Kategorie »Lokales« für den Beitrag »Eine Dosis jüdisches Penicillin«, erschienen in der *Berliner Morgenpost* am 23. Oktober 2011.

Eine Geschichte mitten aus unserem Alltag, und sie ist so gar nicht alltäglich. Zwei jüdische Frauen, beide über achtzig, servieren die beste Hühnerbrühe der Stadt. Eine Biedermeier-Wohnung in Berlin-Charlottenburg, der Autor nimmt seine Leser nicht nur mit in die Küche, an Herd und Esstisch, sondern mitten hinein in Geschichte und Geschichten zweier Nachkriegsbiografien. Mit dem Stück »Eine Dosis jüdisches Penicillin« ist Philip Cassier eine mustergültige Porträt-Reportage gelungen, die mit sprachlichen Mitteln alle Sinne anspricht. In jeder Zeile, in jedem Halbsatz kann der Leser zuhören, zuschauen – und die Zeit vergessen. Vor allem läuft einem das Wasser im Mund zusammen. Der »Duft von leicht scharfem Sellerie und leicht süßlichen Karotten durchzieht die Küche« und den Text. Und wenn der Leser die beiden Damen anschaut (Foto: Bella Lieberberg), deren Augen wohl mehr gesehen haben, als die meisten Menschen ertragen können, dann wird deutlich: Hier werden nicht nur traditionelle jüdische Speisen aufgetischt, hier geht es immer auch um letzte Dinge – garniert mit Charme, Humor und jiddischen Lebensweisheiten.

# Eine Dosis jüdisches Penicillin

Von Philip Cassier

**Sie wirkt nicht nur bei Erkältungen: Regina Karolinski und Bella Katz kochen die beste Hühnerbrühe der Stadt. Nun könnten die beiden Filmstars werden.**

Zuerst einmal, sagt Bella Katz und wischt sich bedächtig die Hände an ihrer geblühten Schürze ab, zuerst einmal braucht man ein Huhn. Und zwar keines aus der Legebatterie, sondern die Sonne sollte das Tier schon einmal gesehen haben. Wobei eines sowieso nicht genug sei für eine gute Brühe, ein Wort, das aus Bella Katz' Mund etwas spitzer intoniert kommt, es klingt wie »Briehe«. Das Fleisch legt man mit Knochen eine Nacht im Kühlschrank in Salz und Wasser ein. Und dann, sagt sie, braucht man vor allem eines, etwas, das den Menschen inzwischen weitgehend abhandengekommen ist, man braucht Zeit. Noch einmal: Zeit. Vor allem das.

Bella Katz hat genau wie ihre Freundin Regina Karolinski schon einige Zeit auf diesem Planeten verbracht. 87 Jahre ist sie alt, Regina Karolinski ist 84, alles an ihnen verrät die Jahre, besonders die Gesichter, die Augen, die sehr viel gesehen haben, wohl mehr, als die allermeisten Menschen ertragen können – die dabei doch kein bisschen hart geworden sind, realistisch, kühl, berechnend, sondern vom ersten Augenblick an sagen: Willkommen. Wer immer du bist, tritt ein, hier, in unsere Einbauküche, wir sind gespannt auf dich.

Die beiden jüdischen Damen – das Wort Dame ist zwingend erforderlich – leben seit vier Jahren gemeinsam in einer großzügigen Wohnung in Charlottenburg. Ihre Männer sind schon lange gestorben, und vor vier Jahren, so sagt Regina Karolinski, hatte sie eine Hüftoperation, Bella Katz kümmerte sich um sie, und weil man sich ohnehin schon seit Ewigkeiten kannte, behielt Regina Karolinski ihre beste Freundin einfach da. Nun steht ihnen in ihrem Alter noch etwas bevor, wovon gerade viele junge Menschen träumen. Sie könnten Stars werden, auf der Leinwand. Ihre Enkelin Alexa, eine gebürtige Berlinerin, die inzwischen im New Yorker Stadtteil Brooklyn lebt, hat einen Film mit ihnen in den Hauptrollen gedreht. Weil sie wollte, dass die traditionellen jüdischen Rezepte der beiden Damen fortleben, mit denen wuchs sie auf. Oder aber, weil sie wohl intuitiv spürte, dass es etwas ganz Besonderes ist, diesen beiden Damen zuzusehen, selbst dann, wenn sie nur eine Porreestange halbieren.

Regina Karolinski hat Tee angeboten und dazu ihre Kekse. Mit denen bewirbt die Enkelin ihren Film beispielsweise, wenn sie im Fernsehen auftritt. Herge-

stellt sind sie aus Frischkäse, Eiern und Mehl, obendrauf liegt eine dicke Schicht Hagelzucker, sodass die Cookies eine intensive Süße mitbringen, die einen aber nicht überwältigt, weil der Teig ohne Zucker auskommt: »Bitte, nehmen Sie, so viel Sie wollen«, sagt Regina Karolinski.

Sie bewegt sich zum Herd, übrigens kein Hightech-Monstrum, sondern nur ein paar Cerankochfelder, auf dem ein großer Edelstahltopf mit ungefähr drei Liter Wasser steht. Ungefähr, das ist wichtig, denn hier wird nichts nachgemessen. Als ihre Enkelin zu ihnen kam und Rezepte haben wollte, sagten beide: Das wird schwierig, wir bereiten jedes Gericht nach Gefühl zu, sieh uns zu, aber die letzten zwei Prozent Geschmack, die musst du selbst herausfinden. Also stellt man sich selbst mit an den Herd und sieht dabei zu, wie Hände gewandt das Fleisch abspülen, es behutsam ins Wasser legen – eine unwillkürliche Geste des Respekts gegenüber dem geschlachteten Tier – und Knollensellerie, Petersilienwurzel und Mohrrüben zugeben. Alles ist sehr grob geschnitten und wird auf höchster Stufe erhitzt: »Warten wir, bis es kocht«, sagt Regina Karolinski.

Nun ist Zeit. Für die Frage, vor der der Besucher großen Respekt hat, für die Frage, wie sich die beiden kennengelernt haben. Die Antwort ist kurz: »Wir waren im Lager.« Nach dem Krieg trafen sie sich am Berliner Eichborndamm, eine Auffangstätte für Displaced Persons. Das Wort Lager sprechen sie gefasst aus, etwa so, als wären das eben früher mal irgendwelche ungünstigen Umstände gewesen. Was sich hinter dem Wort verbirgt, lässt sich vielleicht erahnen, wenn man sich vor Augen führt, dass weder Regina Karolinski noch Bella Katz aus Berlin stammen. Regina Karolinski wuchs im polnischen Kattowitz auf, ihre Freundin im litauischen Vilnius. Wirklich vorstellen, was in den Jahren vor 1945 abgelaufen ist, das kann sich kaum ein Mensch mehr. Ausgebreitet wird das Thema in der Küche auch nicht, was man nur akzeptieren kann. Bella Katz erzählt, dass sie nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Bad Reichenhall und München war, bevor sie nach Berlin kam – »zur Ruhe«. Gern wäre sie nach Israel ausgewandert, aber die Gelegenheit bot sich nicht. Regina Karolinski sagt, sie habe drei Jahre nach Kriegsende ihren Sohn bekommen.

Das Telefon klingelt, Bella Katz hebt ab: »Hallo Alexanderchen, bist du wieder da? Bei uns ist alles okay, wann willst du kommen? Gut!« Sie legt den Hörer auf. Sie sagt: »Sehen Sie, das ist ein guter Enkel, ist er zurück, ruft er an.« Doch

das Wasser im Topf kocht, man kann es hören, und der erste Duft von leicht scharfem Sellerie und leicht süßlichen Karotten durchzieht die Küche.

In beachtlichem Tempo eilt Bella Katz an den Herd, in der Hand hält sie ein kleines Sieb. Oben auf der Suppe haben sich graue Schaumbatzen gebildet, die Bella Katz rigoros abschöpft, weil die die Brühe trüben könnten, was wirklich nicht passieren darf. Schauminsel für Schauminsel verschwindet von der Oberfläche, dazu sagt Bella Katz leise: »Es muss alles schön sauber sein.«

Warum diese unbedingte Akribie? Die Antwort kommt langsam, sie entwickelt sich praktisch über ein Gespräch von zehn Minuten Dauer. Beide sagen: »Wir wollen, dass die alten jüdischen Rezepte nicht in Vergessenheit geraten.« So reden sie zuerst über Tscholent, eine Art Eintopf, der im Ofen zubereitet wird. Man nimmt eine Schicht Kartoffeln, platziert darauf dicke weiße Bohnen und Graupen und deckt das mit einer Schicht Rinderbrust ab. Dann wiederholt man das Verfahren. Und während sie darüber sprechen, merkt jeder Mensch, der auch nur das geringste bisschen zuhört, dass sie im Grunde gar nicht über das Rezept oder ihre handwerklichen Fähigkeiten in der Küche reden, sondern über ihre Heimat. Gehackte Eier, gehackte Leber, eingelegte Heringe, Tscholent, Hühnerbrühe, Kompott, das sind die Dinge, die man ihnen ließ, die sie mitnehmen durften auf ihre Reise durch ein Leben, das die Heimat nicht mehr vorsah. Regina Karolinski sagt, sie habe durch ihre Zeit im Lager gelernt, alles, aber auch alles zu essen, sie könne kein Liebessessen finden. Aber die Art, wie sie vor dem Edelstahltopf steht, dieses vollkommen harmonische und konzentrierte Ganze, das kann nur bedeuten, dass es hier um letzte Dinge geht, auch wenn keine der beiden es so drastisch ausdrücken würde. Tscholent am Schabbat, irgendwo in Kattowitz oder Vilnius des frühen 20. Jahrhunderts, das steht in der Erinnerung unverrückbar fest.

Bella Katz schaltet die Hitzezufuhr herunter und legt zwei geputzte und grob zerteilte Stangen Porree in die Brühe. Sie darf jetzt nicht mehr kochen, die Oberfläche sollte sich nur ganz leicht bewegen: »Die Brühe muss ziehen«, sagt Bella, langsam, sehr langsam ziehen, nur das entwickelt den Geschmack. Wer mit zu hohen Temperaturen arbeitet, wer zu schnell ein Ergebnis will, der zerstört, was er erschafft.

Erneut läutet das Telefon, Regina Karolinskis Enkel, der noch einmal bestätigt, heute zum Mittagessen zu erscheinen. Eine Tatsache, die die Dame hoch

und spitz kichern lässt: »Jedes Mal, wenn er kommt, haben wir gehackte Eier für ihn, sein Lieblingsessen. Er sagt: ›Ich will nicht, ich nehme zu, seht ihr?‹ Und dann isst er sie doch mit Begeisterung, es ist immer das Gleiche.« Eine Großmutter, die ihren Nachwuchs genau durchschaut, weil sie für ihn kocht. Regina Karolinski arbeitete in vielen Berufen – unter anderem in einer Parfümerie, einer Confiserie und bei einem Juwelier. Sie kann Menschen wohl nicht zuletzt deswegen recht gut einschätzen und weiß, welches Begehren einem Besuch zugrunde liegt. Aber sie spricht auch über diese Zeit nur wenig. Sie lebte mit ihrem Mann in der Bayerischen Straße, Bella Katz wohnte in der Geisbergstraße in Schöneberg. Selbstverständlich hatten die Kinder viel Kontakt miteinander gehabt, man habe sich stark in der jüdischen Gemeinde in Berlin engagiert. Den Mauerbau erinnern beide noch genau – »Der Kopf muss immer mitmachen« –, allerdings hat das Ereignis, den Antworten in der Küche nach zu urteilen, keine allzu tiefen Spuren hinterlassen. Vielleicht ist die Absurdität, jetzt wieder von Deutschen eingemauert zu werden, gar nicht so sehr ins Bewusstsein vorgedrungen. Oder die Mauer ging in der Fülle der Herausforderungen ihres Lebens unter.

Als sie nach dem Krieg frei waren, sprachen sie kein Wort Deutsch. Es war auch niemand da, der es ihnen beigebracht hätte. Integrationskurse nach 1945? Ein lächerlicher Gedanke. So hörten sie auf den Straßen zu, im Radio, und langsam lernten sie, sich zu verständigen. Heute haben sie einen leichten Dialekt – »Briehe« für »Brühe«, weil das im Jiddischen so ausgesprochen wird –, und sie reden beide von der Kunst, flexibel zu sein. Für viele mag dieses Adjektiv heute ein ausgekauertes politisches Schlagwort sein, aber wer es aus dem Mund von Bella Katz hört, der merkt, dass es Umstände gab, die diese Fähigkeit voraussetzten, um zu überleben.

Die Brühe köchelt sanft vor sich hin, der Duft in der kleinen Küche wird immer intensiver. Bella Katz – sie steht heute hauptsächlich am Herd, obwohl es, wie beide betonen, hier keinen Chef gibt – rührt ein Bund glattblättrige Petersilie ein, wartet einen Moment und reicht einen Löffel zum Kosten: »Seien Sie ehrlich!« Heiß läuft die Flüssigkeit den Rachen hinunter. »Ja, Sellerie, Huhn und Möhren sind aromatisch schon da, Salz braucht's, glaube ich, nicht mehr, muss aber noch ziehen, das Ganze.« – »Regina, was habe ich gesagt, der Herr ist ein Experte.« Regina Karolinski nimmt den nächsten Löffel: »Ich würde schon noch zu ein wenig Salz raten.« Kein Grund zum Streiten, Bella Katz gibt noch genau

so viel zu, dass ihre Freundin zufrieden ist und sich der Besuch gleichzeitig keine Sorgen macht. So geht es weiter und weiter, immer wieder wird der Löffel gereicht, abgeschmeckt und über das Ergebnis diskutiert, während die Brühe im Lauf von gut zwei Stunden immer reichhaltiger wird, und es gibt nichts zu tun, außer das zu erfühlen.

Was ist Freundschaft, meine Damen? Wie jede Antwort kommt auch diese unisono, und sie lautet, dass man über alles reden können muss und dabei sicher sein darf, dass nichts nach außen dringt. Mehr Erklärungen werden nicht gegeben und sind auch nicht nötig. Alles leuchtet von ganz allein ein, auch die Kürze, denn wenn man so einen großen Wert unnötig verkompliziert, schießt es einem durch den Kopf, dann trägt er nicht mehr.

Inzwischen duftet die Luft im ganzen Raum nach gekochtem Sellerie und gekochtem Huhn, Bella Katz öffnet zur großen Überraschung zwei Packungen Tiefkühlgemüse, lässt es in einen Topf regnen und hebt das Huhn und das Suppengemüse aus der Brühe. Regina Karolinski deckt derweil im Wohnzimmer, eher ein Salon mit biedermeierlichen Holzschränken und einem Sideboard mit vielen Fotos der Familien darauf, den Tisch. Bella Katz bewegt sich jetzt mit der Sicherheit eines Profis durch die Küche, schiebt das Huhn zum Nachbraten in den Ofen, gießt die Brühe durch ein Sieb, zieht aus dem Tiefkühlschrank mit Hack gefüllte Maultaschen, die in der jüdischen Küche Kreplach genannt werden, für die Brühe hervor, deckt mit Zwiebeln, Zitronensaft und Essig eingelegte Heringe ab und hat irgendwoher auch noch ein eigenes Möhrengemüse zur Hand. Bei allem, was sie tut, lächelt sie, vielleicht ein wenig listig, als wolle sie sagen: Nun, lieber Besucher, wollen wir mal essen, und dann werden wir ja sehen, ob ich dich zu Recht für einen Experten gehalten habe.

Es klingelt an der Tür, und der Enkel tritt ein, ein dunkelhaariger Mann, der gerade seinen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften macht. Er hat Schnupfen, den *Kicker* unter dem Arm und ärgert sich über den Auftritt von Hertha BSC bei Bayern München, ein 0:4, das geht so nicht. Plaudernd lässt sich die Gesellschaft nieder, der Enkel bedient sich sofort bei den gehackten Eiern, auch der Besuch bekommt viel ab und dazu einen Hering, von dem ihm eigentlich nach allen Erfahrungen reichlich schlecht werden müsste, aber heute nicht, der Hering schmeckt einfach nur frisch und salzig und überhaupt nicht nach Hering, was besonders Bella Katz sehr stolz macht. Die gehackten Eier haben etwas sehr

Luxuriöses, rohe Zwiebeln, gebratene Zwiebeln, hartes Eiweiß, hartes Eigelb, das Simple gut zu machen, das ist die hohe Schule.

Dann die Brühe mit den Maultaschen – was soll man jetzt sagen, Ärzte wollen herausgefunden haben, dass Hühnerbrühe gegen Erkältungen wirkt, Bella Katz und Regina Karolinski wissen, dass die Brühe deswegen auch als »jüdisches Penicillin« bezeichnet wird, aber das ist auch wieder Quatsch, wenn's erlaubt ist: Denn sehr wahrscheinlich hilft diese Suppe darüber hinaus auch bei jeder Art von Seelenpein, und das nicht wegen der molekularen Zusammensetzung, sondern weil alle Zutaten mit höchster Geduld behandelt wurden und überhaupt die ganze Terrine voller Liebe steckt. Danach das gebratene Huhn und Gemüse aus der Packung – aber hehe, halt, das war nur ein Trick, eigentlich wollen die Damen nur wissen, ob das Zeug irgendwie mit den selbstgemachten Möhren vergleichbar ist. Ist es nicht, wirklich gar nicht, kein Stück, schon allein, weil an die Möhren ein wenig Honig kommt. Nach der Hauptspeise bricht der Enkel auf, er wird von seiner Mutter abgeholt, beide bekommen in einem verschließbaren Plastikbecher Brühe mit auf den Weg, und in der Mitte des Tisches steht plötzlich eine riesige Schüssel mit rotem Kompott.

Der Besuch blamiert sich, weil er glaubt, hier sei mit Sago gearbeitet worden, um ein bisschen abzubinden, aber das kommt nun zufällig gar nicht in die Tüte, das müssen die Himbeeren und Erdbeeren schon selbst können. Regina Karolinski erzählt, wie ihr Enkel und ihre Enkelin früher immer Freunde zum Essen mit in die Wohnung hochbrachten, das macht ein wenig neidisch. Zum Abschied schütteln beide Damen die Hand. Bella Katz sagt nach 87 Jahren auf diesem Planeten: »Nehmen Sie einen Rat einer alten Frau an: Sie müssen immer suchen, was an dem Tag schön ist. Dann finden Sie auch etwas.«

Manchmal ist es etwas so Außergewöhnliches, dass es für sehr viele Tage reichen wird.



# Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1966 in Düsseldorf.

Studierte Neue Deutsche Literatur, Mittelhochdeutsch und Philosophie. Seit 1993 bei der *Süddeutschen Zeitung* (München), seit 1998 in leitender Funktion. Von 2002 bis 2009 Leiter der neuen Wochenendbeilage und Interviewer (Letzte Seite), seit 2009 Chef der Seite Drei. Buchveröffentlichungen unter anderem: »Monak« (Roman, Kiepenheuer & Witsch, 2007) und »Draußen scheint die Sonne« (Interviews, Kiepenheuer & Witsch, 2009). Deutscher Reporterpreis 2010. Lebt mit Frau und drei Kindern in München.

ALEXANDER GORKOW erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2012 in der Kategorie »Allgemeines« für den Beitrag »Ein anderes Leben«, erschienen in der *Süddeutschen Zeitung* (München) am 13. August 2011.

Er spielt sonderbar berührende Kerle und manchmal auch einen Sauhund. Früher, sagt er, bekam er wegen seines merkwürdig indifferenten Gesichts kaum Rollen. Heute überhäufen sie ihn genau deswegen mit Angeboten. Zwanzig Jahre war der Schauspieler Matthias Brandt ein relativ Unbekannter. Dass ihn inzwischen fast jeder kennt, findet er ziemlich lustig.

Wie viel Willy steckt in Matthias Brandt? Mit welchen Dämonen kämpft ein Junge, dessen Vater eine politische Ikone ist und der zusah, wie die Familie zugrunde ging? Es gibt einiges, über das Matthias Brandt nicht gerne spricht – und es doch erzählt. Weil ihm jemand wie Alexander Gorkow gegenüber sitzt. Sehr nah kommt der Autor Gorkow dem Tragikomiker Brandt im Text. So nah, dass wir glauben, den Schauspieler nun wirklich zu kennen. Mitsamt seinen Engeln und Teufeln. Lässt sich etwas Großartigeres über ein Porträt sagen?

# Ein anderes Leben

Von Alexander Gorkow

**Hallo, Stimme aus dem Kissen: Der Schauspieler Matthias Brandt kennt seine Dämonen ganz gut. Als Sohn des Tragöden Willy Brandt entschied er sich für das andere Genre – das der Komödie.**

München – Bei der ersten Verabredung, im Grunewald, schlägt man aus lauter Freundlichkeit vor, das Thema Willy Brandt zu umgehen.

Da schweigt Matthias Brandt auf seinem Kaffeehausstuhl am Schlachtensee, grinst, und ersichtlich denkt er was in der Art: Heute wieder das große Gedeck, nur ohne Papi. Dann findet er die Idee, nicht von Willy Brandt zu reden, komisch. Er findet sie so komisch, dass man laut und lauter sein heiseres Lachen hört. Am Nebentisch dreht sich eine Frau um, ein Schwan paddelt davon. Also gut.

Ein paar Wochen nachdem die DDR im August vor 50 Jahren angefangen hat, eine Mauer zu bauen, ist Matthias Brandt in Berlin auf die Welt gekommen. Hier am See hat er die ersten Jahre verbracht, als jüngster von drei Söhnen des Ehepaars Rut und Willy Brandt. Die Brüder sind viel älter, der Schriftsteller Lars ist heute 60, der Historiker Peter 62. Matthias ist ein deutscher Nachzügler. Er schaut auf den See und sagt: »Ich bin mit einer burlesken Verspätung erschienen. Und habe dann für alles lange gebraucht.«

Erst seit zehn Jahren ist er ein bekannter Film- und Fernsehschauspieler, dabei hatte er sich vor 30 Jahren schon mit dem Kostja Treplew aus Tschechows »Möwe« und Shylocks Diener Lancelot aus Shakespeares »Kaufmann von Venedig« in der Schauspielschule Hannover beworben. Flüsternd, nicht sprechend. Die Prüfer, die nicht wussten, wessen Sohn er ist, sie mussten ganz nah ranrücken an den schüchternen Jungen, der zu Hause nicht beim Lernen für die Prüfung hatte erwischt werden wollen. Also hatte er den Kostja ins Kissen geflüstert: »Wir brauchen neue Formen, neue Formen, und wenn es die nicht gibt, ist es besser, es gibt gar nichts.«

Zwischen der Prüfung (1982) und dem Start seiner Fernsehkarriere (2002) lagen 20 Jahre an Theaterbühnen, die einen weniger stabilen Schauspieler moralisch ruiniert hätten. Es waren ja nicht nur die Stationen Bochum oder Zürich darunter. Jetzt haben sie ihn zum Kommissar berufen im traditionell guten Münchner Polizeiruf 110. Von der rätselhaften ARD wird dabei noch zu reden sein – und man wird dann merken, dass Matthias Brandts freundliche Konzentriertheit in Kälte umschlagen kann.

Er hat sich früh Regeln gebastelt, um nicht, was ja immer naheliegt, verrückt zu werden. Seit 16 Jahren zum Beispiel ist er mit einer schönen und klugen Frau verheiratet, das Paar hat eine Tochter, und Brandt sagt: »Kinder wollen, dass die Eltern sich verstehen. Ich liebe meine Frau. Und wir haben uns vorgenommen, uns zu verstehen.« Ist das Leben so einfach? Da nimmt er, der weiß, dass es nicht so ist, die Sonnenbrille ab und sagt: »Ja.«

Als Spätgeborener eines vergötterten Sozialdemokraten sitzt Matthias Brandt eher augenreißend zwischen den Stühlen. Er wäre zum Beispiel auch gerne ein Sozialdemokrat, »so ein an der Partei leidender, mit ihr hadernder, aber eben trotz allem überzeugter Sozi. Ich bin es nicht«.

Letztes Jahr kam ein Anruf aus dem Büro des Parteivorsitzenden: »Ein freundlicher Herr war am Apparat. Er habe eine tolle Idee. Ich sollte dann tatsächlich auf dem Bundesparteitag der SPD eine Rede meines Vaters halten. Eine Art Auferstehung! Eine Wiederaufführung in Gestalt des Sohnes! Ich dachte, Mensch, so wenig Grandezza diese Partei hat, so herrlich verrückt ist sie. Das hat mich dann schon wieder berührt.«

Er hat sich im Leben eingerichtet in Aufrichtigkeit und mit rheinischem Humor, und dessen Fundament ist der Fatalismus. »Hart ist, wenn wir merken: Wir werden Dinge nicht ändern. Es ist das der Moment, an dem du die Dämonen nicht reinlassen darfst.« Bei Rammstein heißt es: »Liebe Kinder, gebt fein acht/Ich bin die Stimme aus dem Kissen.« Brandt: »Die Stimme in der Nacht, die Stimme aus dem Kissen, das bin ich ja immer selbst. Ich weiß: Jetzt nicht irre werden. Jetzt weitermachen.«

Am 7. Oktober 1961 wird er in eine komplett absurde Welt hineingeboren: in einen Großpolitikerhaushalt, elegante norwegische Mutter plus sehr bald vom Volk mythisch verehrter Vater. Der aber ist schon beim legendären Wahlsieg von 1972 persönlich vollkommen fertig, heute würde man sicherlich von einem Burn-out sprechen. Der geniale Gestalter Willy Brandt fühlt sich von Erwartungen getrieben wie ein Stück Holz im Meer, und die Ehe mit Rut – »sie platzte ja nicht einfach«, sagt Matthias Brandt, »sondern sie verwitterte über die Jahre in eine immer größere, bittere, dann finale Stille hinein«.

Früh erlebt der in die Pubertät wachsende Matthias in der Kanzlervilla am Bonner Venusberg, wie der geliebte Vater in Ohnmacht erlahmt. »Scheiße« hört die Familie ihn flüstern, sie sieht den Jahrhundertpolitiker immer wieder in Selbst-

gesprächen kopfschüttelnd durchs Haus irren – oder ihn wortlos warten, während Rut für Wehner und Schmidt Spiegeleier brät. Sein Vater, sagt Matthias Brandt, habe da zwar immer noch viel Sinn für Humor gehabt, »aber er wirkte wie gelähmt vom Leben«.

Der Alltag am Venusberg ist absurdes Theater: Der Kanzler bringt einen geschenkten Affen mit nach Hause, der sich in Rut verliebt und jedem, der sich ihr nähert, Gewalt androht. Morgens sitzt der kleine Matthias stets nach dem Vater im Speisesaal. Im Aschenbecher liegen dann Willys fünf Frühstückskippen. »Durch den Rauch«, erinnert sich der Sohn, »sah ich unseren Graupapagei Rocco. Der saß da auf seiner Stange. Und ungerührt von den unglaublichen Nikotinschwaden meines Vaters piffte Rocco morgens die Internationale.«

Willy Brandt weckt draußen weiter ganz hohe Erwartungen – und taumelt durchs Leben. Auf Fuerteventura beim Ausritt mit Scheel fällt er vom Esel. In Bonn beim Ausflug mit Wehner fällt er vom Fahrrad. Dann die Enttarnung des DDR-Spions Guillaume. Der Rücktritt Brandts. Matthias ist zwölf.

Er legt jetzt die Finger an die Schläfen, schließt die Augen, erinnert sich: »Mai 1974. Ich bin im Gymnasium. Schlusspurt für die Versetzung. Plötzlich wird sich mit Kind und Kegel nach Norwegen zurückgezogen. Das Projekt: innere Sammlung Willy Brandts im Kreise seiner Familie. Ich soll mit ihm normale Sachen machen, Hausaufgaben oder ein Modell zusammenbauen.« Das Problem: »Mein Vater hatte im Urlaub meistens eine absolute Scheißlaune. Sogar wenn er vorher nicht zurückgetreten war.«

Dieses Mal steht Willy Brandt völlig neben sich. Das Zusammenbauen eines Revell-Modellflugzeugs endet desaströs: »Er saß da vor einem Haufen aus Klebstoff und Plastik, hatte alles ruiniert, alles rauschte in den Müll.« Der kleine Matthias aber empfand nun keine Trauer über das kaputte Modell: »Gequält hat mich dafür das Mitleid mit meinem Vater. Ich wollte ihm hinbiegen, dass er keine Niederlage erlitten habe. Alles sei okay. Er aber war völlig erstarrt. Dann stand er auf und ging aus dem Raum.«

Soll man über Gene spekulieren? Jedenfalls wurde Matthias nicht, wie der Vater, Tragöde. Sondern Tragikomiker: »Was war an meiner Kindheit bitter, verglichen mit den Erinnerungen der Kohl-Söhne? Das treibt mich zu Tränen, was die erzählen. Ich habe meinen Vater geliebt. Er hat mich geliebt. Das ist viel. Das bleibt.« Und sonst?

»Komödie«, sagt er, »die 70er-Jahre: das ist meine dysfunktionale Familie, und das sind die Speichellecker, die auf den Venusberg kommen, um meinem Vater nach dem Mund zu reden. Als Pubertist hab' ich meine Coolness an den Cartwrights in Bonanza geschult. Da fand ich viele der Typen um meinen Vater natürlich vergleichsweise lächerlich.«

Das sagt sich leicht. Und weil es sich leicht sagt, denkt man sofort daran, dass es auch leicht aussieht, wenn er spielt.

Man muss aber exakt hier innehalten. Man muss jetzt ermessen, was der junge Matthias Brandt damals leistet: Er wird nicht, wie viele, der nächste Großschauspieler nach dem Vater. Er wird nicht, wie viele, der nächste Großpolitiker nach dem Vater. Sondern er springt in ein anderes Leben wie ein Kind vom Zehner-Turm: »Vor jedem Film fühle ich mich wie damals, als ich im Freibad die Leiter hochgehe. Erinnern Sie sich, wie man sich als Kind bei jeder Sprosse fragt, wieso man das macht und nicht umkehrt? Weiß man, ob man ins Wasser gleiten oder auf dem Wasser aufschlagen wird?«

Er sagt, seine Karriere bestehe aus zwei Phasen. In der ersten Phase habe man sein Gesicht nicht einordnen können und ihn deswegen nicht besetzt. Jetzt, Phase zwei, könne man sein Gesicht immer noch nicht einordnen, deswegen werde er aber besetzt. Er sagt so was völlig ungerührt, nippt am Kaffee. Dann: »Ich soll jetzt nicht mehr nirgends, sondern überall mitspielen. Manchmal hör' ich die Stimme aus dem Kissen, die fragt: Mattes, warum ist das so? Sag ich: keine Ahnung, und jetzt, Stimme, lass mich weiterschlafen.« So wurde er, was er ist: groß in einem anderen Leben. Matthias Brandts Rollen, das sind oft etwas indifferente Typen, gebremste Psychos, die aber explodieren und dann in den Abgrund blicken lassen: So hat ihn der gerade verstorbene Oliver Storz zuerst besetzt, in einem, wie Brandt sagt, »Akt der Subversion«. Das war im Jahre 2002, als er in Storz' brillantem Fernsehspiel »Im Schatten der Macht« den Guillaume spielte, ausgerechnet also den Spion, der die Karriere des Vater ruiniert hatte. »Da wurde öffentlich viel Küchenpsychologie bemüht«, sagt er, »welchen Dämon ich, der Sohn, auslöschen wolle. Dabei fanden Storz und ich die Idee, dass ich diesen Sauhund spiele, einfach nur heiter.«

Nach den Ideen, bei der Umsetzung, beginnt bei Matthias Brandt die Präzisionsarbeit: die unvergleichliche Aneignung sonderbar berührender Kerle – den Guillaume gibt er in ganz feinen Nuancen als delikaten Spießer, später spielt er

für »In Sachen Kaminski« komisch wie traurig einen geistig minderbemittelten Vater im Kampf um das Sorgerecht fürs Kind, und 2008 in Hans Steinbichlers hinreißendem Film »Die zweite Frau« einen späten Mamasohn, der in Bukarest an eine Rumänin vermittelt wird: Wie an keinem zweiten Film lässt sich hier die Disziplin erahnen, mit der er seine Figuren anlegt, die Nouvelle-Vague-hafte Lakonie. Immer weht dabei ein Hall aus dem Abgrund, und sei es, wie in Steinbichlers Film: nur der tiefe Abgrund einer nicht zum Abschluss gebrachten Pubertät.

Konrad R. Müller kennt, weil er den Vater und die Mutter schon fotografierte, Matthias Brandt tatsächlich seit mehr als 40 Jahren. Daheim in Königswinter macht er an einem Julitag im Sommer 2011 mit seiner Rolleiflex Bilder vom Sohn. Als Müller die Porträts aus dem Entwicklerbad holt, ruft er in München an: »Du denkst, du spinnst, der Junge hat zwei völlig verschiedene Augen.«

Cornelia Ackers, Erfinderin des Münchner »Polizeiruf 110«, sagt an einem anderen Tag: »Die Frage hinter der Serie war für uns doch: Für welchen Schauspieler reißen wir uns jetzt noch mal den Arsch auf? Bei Brandt zu landen, das war logisch.« Natürlich sei der ein Komödiant. Aber: »Er ist kein Mann des Humors. Sondern des homerischen Gelächters.«

Das ist schön gesagt, und führt endlich an einem warmen Sommerabend in den Münchner Hofgarten. Der »gefühlte Rheinländer« Brandt, der München sehr mag, lacht homerisch, da der Bayerische Rundfunk eben beschlossen hat, einen von zwei abgedrehten »Polizeirufen« nicht vor 22 Uhr auszustrahlen. »De facto«, sagt Brandt, »heißt das, dass sie diesen Film jetzt zwei Tage vor der eigentlich geplanten Ausstrahlung an einem Freitag ausstrahlen werden.« Es ist exakt der 23. September um 22 Uhr. Und der neue Hauptdarsteller weiß: »Der Film wird versteckt. Diese Verlegung wird uns zwei Drittel der Zuschauer kosten. So also geht das los.« Dieser Akt ging durch alle Zeitungen, angeblich ist die Geschichte eines jungen Extremisten, der in einem Fußgängertunnel eine Bombe zündet, deutlich zu erschreckend für den üblichen 20.15-Uhr-Termin.

Tatsächlich sieht die Staatsgewalt in Hans Steinbichlers Film nicht glücklich aus. Ämter und Polizei verheddern sich in einem Zuständigkeitswirrwarr, all das wirkt nicht staatszersetzend (wie der Sender eigentlich und in DDR-hafter Angst befürchtet), sondern schlicht recht nachvollziehbar. Brandt spielt den Kommissar Hanns von Meuffels, eine grandiose Figur, die es den Zuschauern nicht leicht-

macht: Typ verarmter Adel, etwas neben der Spur, blasiert, eigentlich ein französischer Ermittler, der große Fatalist Georges Simenon wäre diesem Kommissar sicher zugetan gewesen.

Zum Leidwesen des Bayerischen Rundfunks ist Brandt – »nach der harten Arbeit an diesem Film«, wie er fröhlich anfügt – nicht bereit, sich vom Sender den Bären vom Jugendschutz aufbinden zu lassen. Dieselbe ARD zeigt, zum Beispiel, nachmittags in »Brisant«, wie eine Mutter neben dem Krankenwagen kollabiert, in dem ihr ertrunkenes Kind wiederbelebt werden soll, leider vergeblich, wie eine trostlose Stimme zum Abschluss des schockierenden Beitrags vermeldet. Wenn ein gut gebauter Kriminalfilm also zu durchwachten Nächten bei der Jugend führt, so ist ja nicht die Frage geklärt, zu was denn dann der zynische Schrott führt, den auch das gebührenfinanzierte Fernsehen in der Restsendezeit über Jung und Alt ausleert. Zu gutem Schlaf? Guter Verdauung? Immerhin wird der erste »Polizeiruf« mit Brandt, Dominik Grafts »Cassandras Warnung«, am 21. August pünktlich um 20.15 Uhr ausgestrahlt.

Um Brandts schmalen Mund ist jetzt ein harter Zug, und dieser Zug erzählt von einer radikaleren Seite: »Ich fühle eine starke Loyalität jenen gegenüber, mit denen ich schlechte Filme gemacht habe – also richtige Schnulzen, ja?« Er gluckst. »Ich rede von Filmen, in denen ich total falsch in die Gegend gucke. Das sieht man sofort bei meinem Gesicht.«

Und?

»Da hab' ich kein Problem damit. Mutter sollte ins beste Pflegeheim. Geld musste her. Also habe ich das gedreht. Ich blicke auf diese Schnulzen mit einer echt verschwörerischen Heiterkeit zurück.« Pause. »Aber ich lasse mich nicht verschleißern von einem Sender. Ich warte weiter auf die wahre Begründung des Bayerischen Rundfunks, wieso sie den Steinbichler-Polizeiruf verstecken. Sie halten den ja für einen künstlerisch tollen Film, wie sie verlautbaren. Dann sollen sie mal nicht mehr rumquatschen. Und sagen, wie sie sich das künftig vorstellen.«

Rücktritt? Das wäre ironisch, und da er das weiß, zitiert er heiter den Vater: »Mit Rücktritt droht man nicht. Man tritt zurück.« Dann erzählt er, dass er neu-lich ein Drehbuch für einen »unglaublichen ARD-Schinken« im Briefkasten hatte. Sein erster Satz in diesem Drehbuch: »Seit meine Frau gestorben ist, habe ich nicht mehr gelacht.«

Matthias Brandt reißt die Augen auf, wie jemand, der sich wirklich gerade erschreckt. Er sei angesichts dieses Satzes dann in sich gegangen, er habe überlegt, wie man guckt, während man so einen Satz sagt. Dann habe er der Produktionsfirma mitgeteilt: »Ich kann das nicht spielen. Mir fehlen dazu die Mittel.«

Es soll mal nichts zu bereuen geben, sagt Brandt. Oder eben fast nichts.

Gibt es schon was zu bereuen?

»Ja, den einen Tag halt, den kann ich nicht wieder gutmachen.« Es ist der 17. Oktober 1992 – der Tag, an dem der Vater beigesetzt wird. Über diesen Tag hat er seither nicht mehr geredet, »aber der Tag hängt an mir wie ein Stein, weil ich ihn nicht rückgängig machen kann«.

Auf Geheiß der Witwe Brigitte Seebacher-Brandt wird Willy Brandts Exfrau Rut, die Mutter von Matthias und seinen Brüdern, vom Staatsakt und der Beisetzung: ausgeladen. So sitzt Matthias ohne Mutter zwischen Menschen wie Frau Seebacher und Helmut Kohl, der Brandts Nichte andröhnt: »Na, komm mal her, Kleine, so nah sitzte nie mehr beim deutschen Bundeskanzler.«

Matthias Brandt brachte Rut im Jahr 2005 im Tertianum unter, nahe dem Kaufhaus des Westens. Seine demente Mutter habe die Pflegeeinrichtung für ein Hotel gehalten. Jetzt schweigt er lange. Dann sagt er: Von 1992 bis zu ihrem Tode im Sommer 2006 habe seine Mutter die Ausladung von der Beerdigung Willy Brandts nicht verwunden: »Und ich werde nie verwunden, dass ich an diesem Tag bei der Beisetzung meines Vaters war – statt bei meiner Mutter.« Er bereue, dass er auf die »sagenhafte Dreistigkeit von Frau Seebacher« verblüfft reagiert habe statt konsequent. Er sagt: »Meine Mutter auszuladen, und sich mit Kohl hinter den Sarg von Willy Brandt zu stellen, dazu sind schlicht ungeheure Spezialtugenden erforderlich, oder? Dazu bedarf es einer speziellen seelischen Brutalität.«

Er lacht kurz, winkt ab. Und dann folgt zur Seebacher die knappe Bilanz: »Die Frau ist das Grauen.«

Man wird sein Leben nicht los. Man dreht die Tage nicht zurück. »Jeder, der alle Tassen im Schrank hat, ist doch zerfressen von Selbstzweifeln. Die Irren, die richtig Gefährlichen – das sind die, die glauben, dass sie gut sind.«

Matthias Brandt, einer der ganz großen Schauspieler unserer Tage, hat einen sonderbaren und immer wiederkehrenden Traum: Er spielt in diesem Traum den Woyzeck, die Stimmen hörende, gequälte Kreatur. Er liebt das Fragment von

Georg Büchner. Ach, wie gerne würde er den traurigen Woyzeck spielen! Aber jedes Mal wieder geht die Sache im Traum so aus: »Der Saal ist voll. Ich stehe hinter der Bühne und kenne den Text nicht. Hysterisch blättere ich im Reclamheft, um mir schnell einen groben Überblick über die Handlung zu verschaffen.« Dann wacht er auf, der Komödiant Matthias Brandt, in Panik.

Im Hofgarten trinkt er ein letztes Bier. Konrad R. Müller hat recht: Die Augen sind auffallend verschieden. Es sind jetzt am Abend zwei lachende Augen. Als er geht, denkt man, dass diese lange Reise ins andere Leben für ihn ein Wahnsinn gewesen sein muss.

Aber er hat einen ganz leichten Gang. Es ist ein Schlendern, das nur sehr wenige Menschen beherrschen.

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

Nr. 186 vom 13. August 2011



# Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1958 in Niebüll.

Studierte an der Freien Universität Berlin, währenddessen schon freie journalistische Tätigkeit für Zeitungen und Rundfunk. Zusammenarbeit mit Arnulf Baring und Sebastian Haffner. Seit 1985 freier Mitarbeiter der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. 1990 Eintritt in die politische Redaktion, seit 1993 in verantwortlichen Positionen, seit 2006 Politikchef der Sonntagszeitung. Kolumnen, Geschichten, Bücher.

Auszeichnungen: 2009 »Politik-Redakteur des Jahres«, 2012 mit den Kollegen als »Redaktion des Jahres« geehrt (beide *medium-magazin*), desgleichen mit dem »Leuchtturm« des »netzwerks recherche« für besondere publizistische Leistungen.

Volker Zastrow ist verheiratet und hat zwei Kinder.

VOLKER ZASTROW erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2012 in der Kategorie »Allgemeines« für den Beitrag »Drei Geschichten: Der verschleppte Rücktritt eines Ministers oder Wie Ken den Kopf verlor«, erschienen in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* am 6. März 2011.

Was für eine Komposition! Drei Geschichten und ein Rücktritt. Volker Zastrow hat einen außerordentlichen, einen exzellenten Beitrag über Karl-Theodor zu Guttenberg geschrieben. Sein roter Faden sind drei Punkte (»Just three stories!«) einer Rede von Apple-Gründer Steve Jobs vor Studierenden der Elite-Universität Stanford, die er als Titel seiner drei Kapitel nimmt.

Das passt. Das funktioniert. Das ist nicht künstlich und nicht konstruiert. Zastrow liefert die Grundlagen, die zu einem Meisterstück gehören: klare Analyse, genaue Beobachtung, die Veredelung des scheinbar nebensächlichen Details, die brillante Sprache und die Souveränität ganz und gar vorhandener Unabhängigkeit unter Verzicht auf falsche Rücksichtnahmen – auf wen auch immer, den parteiisch nörgelnden Leser eingeschlossen.

Und er schenkt uns einen Blick hinter die Kulissen, wenn er verrät, wie er auf die Idee kam, die Guttenbergs als Ken und Barbie illustrieren zu lassen, inklusive Besuch im Spielzeugladen. Das ist das krönende Element der ausgezeichneten Leistung: Originalität.

# Drei Geschichten: Der verschleppte Rücktritt eines Ministers oder Wie Ken den Kopf verlor

Von Volker Zastrow

**»Connecting the dots« hat Steve Jobs das genannt: die Punkte verbinden. Die Wegpunkte des Lebens. Was wird aus mir? Was soll aus mir werden? Was ist aus mir geworden?**

Jobs sprach 2005 vor dem Abschlussjahrgang der Elite-Uni Stanford. Natürlich kannten ihn alle Studenten, der Apple-Gründer ist weltberühmt, so etwas wie der Heilige Vater einer techno-ästhetischen Community, und was er in seinem Leben berührt hat, ist Gold geworden. Wie die Graduates trug er Talar und Doktorhut, als er ihnen unter der Sonne Kaliforniens drei Geschichten ankündigte. Keine große Sache: »No big deal. Just three stories.«

Die erste also über »connecting the dots«. Die Studenten feixten, als Jobs sagte, dass er die Uni vorzeitig verlassen hatte. »Ich hatte keine Ahnung, was ich mit meinem Leben anfangen wollte, und keine Ahnung, wie die Uni mir dabei helfen sollte, es rauszukriegen. Aber währenddessen gab ich das Geld aus, das meine Eltern, Leute aus der Arbeiterklasse, ihr Leben lang zusammengespart hatten.« Jobs warf das Studium hin, und er hatte Angst. »Im Rückblick war es eine der besten Entscheidungen, die ich je getroffen habe.«

Er begann, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihn wirklich interessierten. Als Beispiel nannte er seinen jungen Zuhörern so brotlose Künste wie Kalligraphie. Zehn Jahre später, bei der Erschaffung des ersten Macintosh-Computers, hat er das alles genutzt. Und es war bahnbrechend für den Heimcomputer-Markt. Es sei natürlich unmöglich gewesen, das vorherzusehen, erzählte er. Aber aus der Rückschau war es kristallklar. »You can't connect the dots looking forward; you can only connect them looking backwards.« Ihr könnt euren Weg nicht vorher abstecken, sagte Jobs den jungen Leuten, nicht alles durchplanen, berechnen: Ihr müsst darauf vertrauen, dass sich die Wegpunkte früher oder später von selbst verbinden.

Jobs' zweite Geschichte handelte von »love and loss«, Liebe und Verlust: Wie er mit dreißig Jahren von Apple, seiner eigenen Firma, gefeuert wurde. Es war eine öffentliche Demütigung durch einen Manager, den er selbst eingestellt hatte, verbunden mit dem Verlust des Mittelpunkts seiner beruflichen Existenz. Er dachte daran wegzulaufen. Aber: »I still loved what I did.« So entschloss er sich zu einem neuen Anfang. Mit Pixar, dem Unternehmen, das den ersten computergestützten Film machte: »Toy Story«. Jobs konnte den Erfolg von Apple wieder-

holen, im Grunde rang Pixar den damals im Animationsfilm noch übermächtigen Disney Studios die Vormachtstellung ab. Nicht nur, weil der Zeichentrick plötzlich alt aussah. Nein, Pixar erzählte auch die besseren Geschichten.

Jobs kehrte zu Apple zurück und führte die Firma mit iBook, iPod, iTunes, iPhone, iPad in ihren zweiten, alles Frühere übertreffenden Aufschwung. Über die Entlassung, die dem voranging, sagte er seinen Zuhörern: »Es war eine abscheulich bittere Medizin, aber ich glaube, der Patient hatte sie nötig. Manchmal haut einem das Leben einen Ziegelstein vor den Kopf. Dann darf man seinen Glauben nicht verlieren.« Die Liebe zu seiner Arbeit habe ihn damals aufrecht gehalten. »And the only way to do a great work is to love what you do.« Nur wenn man seine Arbeit liebe, könne man etwas Großes schaffen. Und wie bei allen Herzensangelegenheiten spüre man es, sobald man diese Liebe gefunden habe. Bis dahin, riet Jobs seinen Zuhörern: Gebt nicht auf. »Don't settle.«

Schließlich die dritte Geschichte: der Tod. Jobs berichtete von seiner Krebsdiagnose ein Jahr zuvor. Der Arzt schickte ihn nach Hause, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. »Prepare to die.« Den Kindern in ein paar Monaten sagen, was man sich eigentlich für die nächsten zehn Jahre vorgenommen hatte. Alles für die künftig Hinterbliebenen regeln. »It means to say your goodbyes.« Jobs sagte in Stanford: »Niemand will sterben. Selbst Leute, die in den Himmel wollen, möchten nicht sterben, um dorthin zu gelangen. Und doch ist es das Ziel, das wir alle teilen. Niemand ist ihm je entkommen. Und so, wie es ist, soll es auch sein, denn der Tod ist tatsächlich die beste Erfindung des Lebens.« Weil er alles verändere, alles Alte abräume, um Platz für das Neue zu schaffen. »Heute seid ihr das Neue, aber eines nicht besonders fernen Tages werdet ihr das Alte sein, das abgeräumt wird. Sorry to be so dramatic, but it is quite true. Eure Zeit ist begrenzt, also verschwendet sie nicht, indem ihr das Leben eines anderen lebt.«

Der Redner hatte keine Witze gemacht, doch an mehreren Stellen der Rede hatte das Auditorium munter gelacht. Auf nicht wenigen Gesichtern stand leeres Befremden. Was redete der da, dieser Nerd? So krauses Zeug hatten die meisten noch nie gehört.

## Connecting the dots.

Am Freitag vor zwei Wochen stand fest, dass der Bundesminister der Verteidigung, Dr. Karl-Theodor Freiherr von und zu Guttenberg, hin war, jedenfalls in seiner bisherigen politischen Gestalt. An diesem Tag, noch bevor Guttenberg seine erste Einlassung – die Plagiatsvorwürfe seien »abstrus« – korrigierte, war für jeden, der ernsthaft nachgeschaut hatte, eines klar: Die zu diesem Zeitpunkt bereits aufgedeckten Fälschungen in der Doktorarbeit des Bundestagsabgeordneten Guttenberg waren entschlossen und umfangreich, sie waren außerdem, zwar nachlässig, aber unverkennbar getarnt worden, und sie betrafen Wichtiges.

Irrtümer, Flüchtigkeitsfehler, Kleinkram? Ausgeschlossen. Was nachhaltige Anstrengung und Konzentration erfordert, lässt sich nicht unbewusst tun; genauso gut könnte man behaupten, man habe unbewusst ein Auto angeschoben oder versehentlich seiner Schwiegermutter die Weisheitszähne gezogen. Man kann so etwas nicht machen, ohne es selbst mitzukriegen.

Und wenn doch? Noch schlimmer. Niemand kann sich in einem der wichtigsten Ämter, das die Bundesrepublik Deutschland bereithält, einen somnambulen Minister wünschen. Überdies lag die Fälschung erst kurze Zeit zurück. Als die Dissertation eingereicht wurde, 2006, war Guttenberg kein Jungakademiker in spätadoleszenter Blüte, sondern schon weit über das Alter hinaus, in dem man normalerweise promoviert. Natürlich gab es noch eine weitere Möglichkeit, über die an diesem Freitag in allen Parteien und Redaktionen gesprochen wurde: dass Guttenberg die Fälschungen nicht selbst angefertigt hat. Aber auch das hätte nur wieder bedeutet, dass er in dieser Sache ein Betrüger war. Vermutlich stimmte beides, fälschen und fälschen lassen. Es schließt sich ja nicht aus.

Es ist nicht schön, adlig und reich zu sein, das denken sich nur Leute so, die es selbst nicht sind. Schönheit, Reichtum und Ruhm machen allerlei im Leben einfacher, aber eines nicht: das Leben selbst. Man kann in einem Schloss wohnen und trotzdem obdachlos sein und innerlich frieren. Von außen ist das schwer zu erkennen durch all den Glanz.

Wer sich nicht blenden lässt, kann sehen, dass Guttenberg, gemessen an den üblichen, erst recht den an ihn angelegten Maßstäben, in seinem Leben nicht viel auf die Reihe bekommen hat. Er ist ein auffallend intelligenter Mensch, aber

seine äußeren, zertifizierten Leistungen lagen deutlich unter diesem Niveau. Durchgestartet ist er erst in der Politik, dort aber mit ungeheurem Druck.

Er hat sein zweites Staatsexamen als Jurist nicht gemacht, was einem Abbruch der Ausbildung gleichkommt, hat es nicht zum Offizier gebracht, hat die Diss, wie auch das Datum der ersten Fälschungen zeigt, zu einer Zeit begonnen, als das Internet als Steinbruch noch nicht existierte. Dann hat er, so kann man vermuten, auch dieses Angefangene nicht zu Ende gebracht, nicht etwa, wie er später behauptete, jahrelang daran weitergearbeitet, sondern es liegenlassen.

Das Bohren dicker Bretter ist nicht seine Sache, und das ist keine Schande. Nicht jeder muss alles können. Erst später wurde die Dissertation, mit sprunghaft gewachsenen Bordmitteln, nämlich denen des Deutschen Bundestages, dann wohl zurechtgeschustert, wobei auch von den neuen Kopiermöglichkeiten des Internets rücksichtslos Gebrauch gemacht, aber eben auch das liegengebliebene alte Zeug eingetragen wurde – von jemandem, der selbst nicht mehr erkennen konnte, woher es stammte. Die einfache Frage, ob das wirklich der Autor selbst war, ob Guttenberg sich also fremder Hilfe bediente, hat er später in der aktuellen Stunde des Bundestags ausweichend beantwortet. Ein »Nein« hätte genügt, das vermied er.

Da war der Krieg um Guttenberg schon in vollem Gange. Doch die Grundlinien standen alle schon an jenem Freitag vor zwei Wochen fest. Weil Guttenberg den einzig halbwegs ehrenvollen Ausweg, Rückzug ins Glied, auf den Abgeordnetensitz, bereits verpasst hatte. Dabei war klar, dass Guttenberg als Minister nicht lange zu halten sein würde oder nur um einen ungeheuer hohen Preis. Einem Mann, der kurz zuvor einen veritablen Betrug begangen hat, kann man nicht Führungsaufgaben anvertrauen, schon gar nicht an der Spitze des Staates und in der Armee. Jeder weiß das.

Jeder weiß, dass Lügen, Betrügen, Stehlen böse ist. Wir tun es, in Maßen, vermutlich alle, weil wir mit Intelligenz geschlagen, weil wir politische Wesen sind. Aber wir dürfen es uns nicht durchgehen, unsere Beziehungen davon nicht überwältigen lassen – oder es gar feiern. Sonst drohen die Feuer der Hölle. Auf Erden. Natürlich gibt es Schlimmeres, als sich einen Dokortitel durch Fälschung zu erschleichen. Trotzdem: Wer es für belanglos erklärt, lügt. Und weiß das.

An jenem Freitag begann das große Lügen. Wie immer man Guttenbergs Leistungen bewertet, diese gehört dazu: Er hat die halbe Republik und fast die ganze Union zum Lügen gebracht.

## Love and loss.

Guttenberg war also schon da entzaubert – bei allen, die genau hingesehen hatten. Die Frage war nur, was das bei jemandem bedeutet, der aktuell den Spitzenplatz in »Deutschland sucht den Superstar« hält, jener großen Schau, die inzwischen mit Politik verwechselt wird. Oder vielleicht schon die Politik ist. Darum nämlich ging es. Nicht mehr um eine Doktorarbeit. Nicht darum, ob Guttenberg Minister bleibt. Sondern ob wir, mit der Hauptstadt wieder in Berlin, ganz zur Talmi-Republik werden. Ob wir, wie in den »goldenen« zwanziger Jahren, den Schein anbeten, den Glanz.

Denn Guttenberg ist kein »guter Mann«, wie die *Bild*-Zeitung, die ihn sich seit langem wie ein Haustier hielt, sofort orgelte. Dass jemand gut aussieht, auf Fotos »bella figura« macht, auf afghanischen Feldherrnhügeln staubfrei posieren kann wie ein Filmschauspieler, ob er für jede Lebenslage das passende Outfit besitzt – das macht ihn nicht zu einem guten Mann. Er kann auch ein böser Mann sein.

Wie Guttenberg mit Wichert und Schneiderhan umgegangen ist, war jedenfalls nicht gut. Es kam nur gut an. Er hat die alten Herren gefeuert, das darf er. Wenn man weiß, dass der Umbau der Ministeriumsspitze, affärenunabhängig, schon längst beschlossen war, nimmt es sich allerdings weniger dramatisch aus. Doch Guttenberg benutzte die Schwächeren zur Demonstration seiner Stärke. Schön für jeden, der drauf reinfällt.

Aber er hat die beiden, auch seiner Fürsorge anvertrauten Männer später, hinter ihrem Rücken, zusätzlich entehrt. Guttenberg hat Journalisten erzählt, dass er von den beiden belogen worden sei. Ein Vorwurf, den der Minister nie offen erhob – wenn er aber zutreffend gewesen wäre, hätte er das machen müssen. Er hat ihn auch den beiden nie ins Gesicht gesagt; im Gegenteil schenkte er ihnen warme Worte. Und sie waren zum Schweigen und Stillhalten verpflichtet – während an ihnen ein Exempel statuiert wurde, das in Wirklichkeit nur dazu diente, die Sprunghaftigkeit des Ministers unsichtbar zu machen.

Guttenberg wählte dafür ein Verfahren, das zwischen Politikern und Presse üblich ist: Wer uns Journalisten vertrauliche Informationen gibt, genießt Quellenschutz. Darauf ist die Presse angewiesen, deshalb gibt ihr die Verfassung dieses Recht. Politik ist Camouflage, die Journalisten sind dazu da, sie immer neu

zu durchsäuern, zu durchdringen – wir sollen das Spiel nicht spielen, sondern sichtbar machen, wie es gespielt wird.

Aber der uns gesetzlich zugebilligte Vertrauensschutz wird oft zur Denunziation missbraucht. »Üble Nachrede« ist ein Straftatbestand, darauf glaubte Guttenberg in eigener Sache hinweisen zu müssen; aber beim Umgang von Politikern mit Medien ist üble Nachrede oft im Spiel. Man kann andere von hinten beschießen, und die Journalisten bilden die Hecke. Weil sie sonst ihre Quelle verlieren. Besonders, wenn es eine so bedeutsame Quelle wie ein Minister ist.

Das ging in dieser Sache nicht nur dem *Spiegel* so, sondern auch anderen. Und wir müssen uns die Frage stellen, ob es wirklich zu den »ungeschriebenen Gesetzen« des politischen Journalismus gehören kann, im Schutze sogenannten »Vertrauens« nur benutzt zu werden. Ist das überhaupt Vertrauen?

Sprunghaftigkeit in seinen Entscheidungen, Härte im Umgang mit Schwächeren: Beides hat Guttenberg wiederholt gezeigt. Den Maßstab, den er an den Kommandanten der »Gorch Fock« anlegte, hat er für sich selbst jedenfalls nicht anerkannt. Auffallend war auch sein Spiel mit ernensten Rücktrittsdrohungen. Aus der Rückschau wird es verständlicher; mit der Last einer gefälschten Doktorarbeit musste der Spannungsbogen dieser politischen Existenz stets zum Zerreißen gespannt sein. Aber nach außen benutzte Guttenberg die Rücktrittsattitüde zum Generieren von Zustimmung für sich und von Druck für andere – zuletzt, als er sie im Juni über diese Zeitung lancierte.

Gerade diese Rücktrittsdrohung kann Angela Merkel nicht gleichgültig gewesen sein. Es war eine offene Herausforderung über die Presse, nicht etwa die Ankündigung eines Rückzugs, sondern gerade im Gegenteil das Lösen aus der Loyalität eines der Richtlinienkompetenz unterworfenen Kabinettsmitglieds.

Dasselbe hatte Guttenberg, ebenfalls im Sprung von der eben noch vertretenen Gegenposition, bei der Wehrpflicht getan, deren Abschaffung er Merkel gegen Parteiprogramm und Koalitionsvertrag aufgenötigt hat. Auch wenn es sonst niemand mitbekommen haben sollte: Merkel hat bestimmt nicht übersehen, dass der Baron sich frei gemacht und die Voraussetzungen für den Kampf ums Kanzleramt geschaffen hatte.

Deshalb hat sie ihn jetzt gestürzt. Natürlich war auch Merkel klar, was an jenem Freitag klar war. Wobei ein kleiner Stubs genügte. Sie hat sich ihr Alibi verschafft, durch Äußerungen fürsorglichster Art wider das bessere Wissen, das sie zweifellos hatte. Ihr Alibi waren ihre eindeutigen Äußerungen zugunsten des

Ministers, sogar auf Kosten der eigenen Reputation. Den Stoß aus dem Kabinett ließ sie eine treue Vasallin setzen: Annette Schavan, die ihre Scham über Guttenberg bekundete, als der Wind sich bereits deutlich gegen ihn gedreht hatte. Das war das Signal: freie Fahrt für freie Bürger, nun auch in der Union. Nach dem Rücktritt brachte Merkel die Partei wieder auf Linie, schloss die Reihen wieder gegen die Opposition. Hinter sich.

Man muss keine Doktorarbeit schreiben. Ein Guttenberg schon gar nicht, sollte man meinen. Ein Dokortitel ist ein soziales Attest und, an manchen Türen, die berufliche Eintrittskarte. Er beglaubigt nicht wissenschaftlichen Verstand oder originäre Gedanken, aber er verlangt bestimmte Eigenschaften: Neben Intelligenz, grundlegenden akademischen Fertigkeiten und der Bereitschaft, eine Weile ohne Luft und Licht zu leben, sind das vor allem Konzentrationsfähigkeit, Selbstdisziplin und Geduld. Das sind nützliche und zum Teil wertvolle Gaben. Es gibt auch andere, nicht minder wertvolle, wie etwa: Mut.

Ein Politiker braucht keinen Doktorhut. Politik, das ist soziales Entscheiden, in der Demokratie durch Kompromiss; der Kompromiss fügt die Interessen fein wie Schneekristall. Aber die Kompromisse werden aus Kompromissen aus Kompromissen gemacht, die Zeit verdichtet die Schneeflocken zu Gletschereis.

In dieses System Bewegung bringen zu wollen heißt, allenthalben an knallharte Kanten von Normen, Interessen und Traditionen zu stoßen. Es ist verletzend und gefährlich, und die Leute, die darin überleben und darin sogar besonders gut sind, die sind oft hart und grau. Sie sprechen in tiefgefrorenen Sätzen und kommen im ewigen Eis ohne Sauerstoff und Sonne klar – das ist der administrative Politikertyp. Er bildet in all seiner Überlebensfähigkeit den Hintergrund für die bunten Popstars der Politik. Die mit der kurzen Lebenserwartung.

Denn da soll man sich nichts vormachen: Politik ist auch Pop. Politiker sind jeden Tag in den Nachrichten. Merkel steht öfter in den Zeitungen als Lady Gaga, nämlich, zumindest in Deutschland, täglich in jeder. Politik ist die Chance für Leute, die nicht gut aussehen und weder singen noch tanzen können, sehr, sehr prominent zu werden, und wenn sie dann noch, wie Guttenberg, gut aussehen, singen und tanzen, dann sind sie kaum noch aufzuhalten. Bis sie an sich selber scheitern.

Singen und tanzen: Das ist in der Politik die Fähigkeit, die Bedürfnisse der Leute herauszufühlen. Eines davon ist das Bedürfnis nach Bewegung. Es ist die Sehnsucht nach Politikern, die Entscheidungen aus dem Eis der Kompromisse

lösen, Politik als Kunst des Möglichen treiben, in dem sie es im scheinbar Unmöglichen erkennen. Leute, die so etwas können, sind oft Spielernaturen. Mitunter sind sie Hochstapler. In das ebenfalls kristalline Gefüge einer Partei sind sie nicht allzu stark eingebunden, deshalb können sie sich Bekanntheit und Zuneigung vor allem dadurch verschaffen, dass sie sich vom eigenen Laden abheben, gegen ihn abgrenzen. Von der eigenen Partei, manchmal von der Politik insgesamt.

Solche Politiker haben ein ausgesprochenes Geltungsbedürfnis, sind innerlich rastlos und unzufrieden. Manche von ihnen wollen Übermenschen sein, nicht in einigem besser als viele, sondern in allem besser als alle. Deshalb schrauben sie bis an den Rand der Fälschung oder darüber hinaus an ihren Lebensläufen herum, streben nach den Epauletten und Ordensspangen der Exzellenz auch dort, wo es niemand verlangt hat – außer vielleicht irgendwann in ihrer Vergangenheit ein böser Geist. Inzwischen verlangen sie es selbst: Leben als Kunst des Unmöglichen.

Und ihre ganze Empathie, ihr unglaubliches Einfühlungsvermögen ist darauf abgestimmt, sich Beifall zu verschaffen. Sie riechen jede Möglichkeit dazu, so wie der Bär den Honig.

Im Kabinett sitzt noch eine Politikerin mit feiner Nase und ewigem Lächeln, bei der das ähnlich ist: Ursula von der Leyen. Auch sie stilisiert sich zum Übermenschen, fummelte an ihrem Lebenslauf, erzielte ihre Erfolge im Grunde gegen ihre Partei, organisierte sich ihre Zustimmung gleichsam direkt im Volk – mit dieser ungemein feinen Nase, dieser traumwandlerischen Sicherheit für das, was gefällt. Und dieser Gleichgültigkeit dagegen, wie man es hinkriegt, wer es bezahlt und wem man damit in die Quere kommt.

Die Wähler lieben Politiker, die Knoten durchschlagen, Unmögliches möglich machen oder auch nur Mögliches möglich. Schnell wird dabei die Grenze zu einem Deal überschritten: Jene, die Übermenschen sein wollen, beweisen denen, die an Übermenschen glauben wollen: dass es sie gibt. Und jene, die an Übermenschen glauben wollen, beweisen denen, die es sein wollen, durch ihre Anhänglichkeit und Begeisterung: dass sie es sind.

Sehr belastbar sind solche Deals natürlich nicht. Aber es reicht, um eine Menge Schaden anzurichten.

## Death.

Als Guttenberg vor einigen Monaten wieder als »Mann des Jahres« gehuldigt wurde, wollten wir als *F.A.S.* nicht mitmachen. Wir haben uns für einen Unbekannten entschieden, einen ehemaligen Odenwaldschüler, ein tapferes und zähes, missbrauchtes Kind. Beim Ehepaar Guttenberg interessierte uns etwas anderes: Der ganze Zirkus um dieses Traumpaar der Politik hatte, unablässig angestachelt vom Boulevard, inzwischen schon Züge der Lady-Di-Hysterie angenommen – und ehrlich gesagt war Lady Di es ja nun auch nicht wert. Königin der Herzen? Eigentlich war sie doch eher ein armes Ding und ziemlich böse dazu.

Wie viele Popstars. Das Öffentliche zieht Durchgeknallte nun einmal an, wo sonst kann man sich auf derart einfache Weise Geltung verschaffen? Und wer nicht von Anfang an verschroben ist, braucht schon eine ausgesprochen gefestigte Persönlichkeit, damit ihm das Feedback des Erfolgs, zweifellos eine der stärksten Drogen, nicht die letzten Sicherungen wegschmort.

Unser Stück über die Guttenbergs schrieb Dr. Richard Wagner, und um die Illustration hatte ich einen begnadeten und erfolgreichen Künstler gebeten, der in einem früheren Leben anderer Leute Hauswände oder U-Bahnhöfe aus Dosen vollgesprüht hat. Also nicht unbedingt die Art Mann, dessen Herz CSU-Politikern zufliegt. Ein Freak. Doch unser Illustrator fing gleich an, von Guttenberg zu schwärmen. Das sei ein Mensch, nehmt alles nur in allem, einen besseren fände man nicht in der Politik. Wie er darauf komme? Na, eben so.

Gerade lief »Toy Story 3«, um auf Steve Jobs zurückzukommen, und in diesem Film, der Spielzeug zum Leben erweckt, hatte der gute alte Ken endlich mal eine Hauptrolle – dieser Typ, der eine Schattenexistenz hinter Barbie fristet und bei dem man sich fragt, warum man nicht schon immer gemerkt hatte, dass er eigentlich ganz anders drauf ist. Ich gebe zu, dass mir bei diesem Film die Idee kam, Ken-Theodor und Barbie zu Guttenberg zu machen. Sie sprang mich geradezu an, da passte einfach alles.

Schon am nächsten Tag stand ich im Spielzeugland und suchte nach Puppen. Barbies gab es reichlich, aber ich fand nur zwei Kens. Der eine war blond (der, den wir in der vorvorletzten Ausgabe als Johannes B. Kerner auftreten ließen), der andere, immerhin, trug einen Smoking und rosa Fliege.

Wir taten aber anderweitig noch zwei alte Kens auf, nackt, ohne Geschlechtsteile, FSK 12, und mit Plastik-Waschbrettbäuchen. Der Kopf des einen passte besser zu Guttenberg. Den galt es also mit dem Smoking vom Ken aus dem Spielzeugland zu kombinieren – was Art-Director Peter Breul und mich auf die brillante Idee brachte, den Kens die Köpfe abzuschrauben und sie auszutauschen. (Eine Frau hätte vermutlich vorgeschlagen, dem nackten Ken einfach den Anzug überzuziehen, aber es war gerade keine in der Nähe.) Die Köpfe saßen unglaublich fest, ich weiß noch, wie entkräftet ich war, als ich ihn meinem Ken endlich abgerissen hatte. Aber ich wusste noch nicht, dass es ein Menetekel für die »gnadenlose Hetzjagd« sein würde, die wir in den Augen einiger Leser auf Guttenberg demnächst machen würden. Unsere Absicht war vielmehr, die Guttimanie in ein heiter besinnliches Licht zu tauchen. Wie es unsere Art ist.

Der kopflose Ken stammte übrigens von 1968 und war nur geliehen. Wir klebten den Kopf wieder an. Nun musste Breul, mit Photoshop, aus dem Ken noch einen Guttenberg machen. Er montierte ihm eine passende Brille auf die Augen und gelte ihm mit Software die Haare. Das war's. Jeder erkannte Guttenberg auf den ersten Blick. Bei Barbie mussten wir gar nichts tun.

Dafür können die beiden Echten vielleicht nichts. Aber es lohnt sich trotzdem, einmal kurz darüber nachzudenken, warum das funktioniert hat. Oder zweimal.

Vielleicht sogar für jene Leser, die uns diese hassglühenden Briefe schrieben. Darin war meist von Hetzjagd die Rede, von Meute und dergleichen. Warum man Fischer und Trittin ihre Sauereien habe durchgehen lassen, Guttenberg seinen winzigen Ausrutscher hingegen nicht. Minutiös wurden Fischers und Trittins Verfehlungen ausgebreitet. Warum wir darüber nicht geschrieben hätten? Wir hatten darüber geschrieben. Warum die noch da seien? Pardon, falsche Adresse. Darüber entscheiden nicht Zeitungen. Manche möchten womöglich darüber entscheiden, wir nicht.

Weiter: Den letzten Konservativen würden wir erledigen. Was daran konservativ sein soll, eine Doktorarbeit zu fälschen, haben wir immer noch nicht verstanden. Einige wütende Leser, nicht selten: Leserinnen, gaben am Telefon freimütig zu, dass sie unseren Dreck gar nicht erst gelesen hatten. Sie wussten schon vorher: Wir hätten, was auch immer, gar nicht erst schreiben sollen. Und dann dieser respektlose Comic mit Ken-Theodor und Barbie und Johannes B. Ken.

Offenbar verwechselten uns einige Leser mit der publizistischen Außenstelle einer Partei, dazu noch einer, die zu dieser Zeit wirklich schräg drauf war. Vielleicht glaubten auch manche, wir würden bedeutsame Grundsätze verraten. Aber Loyalität an sich ist kein bedeutsamer Grundsatz.

Eine politische Partei wird zum Selbstzweck, wenn sie Loyalität über alles stellt, auch über das, wofür sie angeblich eintritt. Die Neigung, sich so zu verhalten, gehört zu den Selbsterhaltungsroutinen von Institutionen in Krisenzeiten. Aber in einer Demokratie existieren Institutionen nicht um ihrer selbst willen, zur bloßen Ausübung von Macht.

In diesen Tagen vollzog Guttenberg eine typische Bewegung: Er folgte der ihm aufgezwungenen Aufklärung gerade so weit wie unbedingt nötig. Dabei zeigte er von vielen bislang übersehene Züge. Er wagte nicht, sich einer Presse zu stellen, die dazu übergegangen war, kritisch zu fragen. Er musste wiederholt die gerade gemachten Aussagen als unwahr kassieren – damit erwies er sich vor aller Augen als genau das, was ihm vorgeworfen wurde. Und den Übergang zur Wahrheit schaffte er nie.

Guttenberg führte höchstpersönlich die Bewegung derer an, die nicht hinschauen wollten, unterstützt von zahllosen Unionspolitikern, die damit beschäftigt waren, der Öffentlichkeit einzureden, dass Lügen und Betrügen vielleicht nichts Großartiges ist, aber bei großartigen Menschen nicht weiter ins Gewicht fallen. Sie machten sich zu Einpeitschern von Personen, die unübersehbar das Urteil durch den Affekt ersetzten.

Schon nach dem ersten Krisen-Wochenende war auf der GuttenPlag-Seite im Internet sehr genau dokumentiert, was Guttenberg in seiner Dissertation angeordnet hatte. Dort konnte man ein kleines Abbild der Seiten sehen; vollständig ohne Quellenangabe abgeschriebene Seiten waren rot, teilweise abgeschriebene hellrot eingefärbt. Es war nicht einmal mehr ein Drittel weißer Seiten übrig. Man konnte die Fälschungen im Einzelnen mit dem Original vergleichen. Der Befund an diesem Montag war unzweideutig: Hier ist mit System und vollem Bewusstsein gefälscht worden, von allen bekannten Plagiats- und Tarnmethoden wurde nicht eine ausgelassen.

Am Abend dieses Tages gestand Guttenberg in Kelkheim aber nur »gravierende Fehler« ein, unbewusst gemachte, wie sie halt jungen Familienvätern unterlaufen. Zu den »Hell's Bells« von AC/DC und mit deren gesungenen Ver-

sprechen, das Auditorium in die Hölle zu führen, holte Guttenberg zum Gegenschlag aus. Er brachte die toten Soldaten ins Spiel. Wer den Verteidigungsminister kritisierte, verweigerte seinen Gefallenen die Ehre. Sind sie für seine Ehre gefallen? Ein Akkord, den auch sein Hausblatt schon angeschlagen hatte. Die biederen Menschen von der Kelkheimer CDU sangen und feierten und tanzten mit.

Nicht nur sie: Ein beträchtlicher Teil der Nation tanzte jetzt zu den Höllenglocken. Es war, als feiere das Böse sich selbst. Wie wunderbar, dass es Menschen gibt, für die keine Regeln mehr gelten! Die so stark sind, so schön, dass sie sich hinwegsetzen dürfen über den ganzen Mist, der, geben wir es doch zu, uns alle immer irgendwie bedrückt. Einen solchen Mann lassen wir uns nicht kaputt machen! Auf Facebook vernetzten sich flackernde Guttenberg-Fans in Echtzeit. Und wer noch auf das Telefon angewiesen war, rief bei Springer an und stimmte für ihn ab – das war es, was Bundestagspräsident Norbert Lammert den »Sargnagel« der Demokratie genannt hatte.

Kurz darauf generierte der Seriendarsteller Charlie Sheen, nachdem er sich und andere mal wieder mit Drogenexzessen nicht nur an die Grenze des Anstands, sondern des Todes geführt hatte, auf Facebook und Twitter noch mehr Follower als Guttenberg. Eine Million an einem Tag. Und sagte über seine Horrorpartys: »Ich bin stolz auf das, was ich geschaffen habe. Das war radikal. Ich verzaubere die Menschen. Ich zeige ihnen etwas, das sie sonst nie gesehen hätten – in ihrem langweiligen, normalen Leben.«

Ungefähr diesen Ton schlug auch Guttenberg in seiner Rücktrittserklärung an, nur etwas distinguiertes, nicht ganz so schonungslos. Schließlich ist er kein Crack-Junkie. Falls er zurückkehren will, vielleicht zusammen mit Sarrazin – die Probebohrung gab es in Kelkheim –, hätte er sicher sehr gute Erfolgsaussichten. Der Union könnten die beiden das Kreuz brechen, und einen mächtigen Medienkonzern hätten sie auch schon auf ihrer Seite.

Pixar war nicht die einzige Firma, die Jobs nach seinem Rausschmiss bei Apple gründete. Die andere hieß »Next«. Auf diesen Computern und mit dem darauf laufenden Betriebssystem entwickelte der britische Informatiker Tim Berners-Lee die Grundlagen des Internets.

Die Schwarmintelligenz im Netz benötigte gut zwei Tage, um Guttenbergs Dissertation bis auf die Knochen abzunagen. Wie Piranhas. Es gibt im Netz aber

auch Schwarmdummheit. Und es gibt Schwarmeinsamkeit. Die Bindekraft der Institutionen und der Halt von Beziehungen gehen schon länger zurück. Die Menschen leben isolierter. Das macht sie spontan assoziationsfähig wie nie, sie können sich im Nu vor ihren Monitoren über die Kabelnetze zusammenschließen und im Nu wieder auseinanderfallen. Viele sind einsam und wütend. Tun sie, was sie lieben? Lieben sie, was sie tun?

Eine neue Zeit hat begonnen.

FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG  
Nr. 9 vom 6. März 2011

Nah dran – die Nominierten

# Theodor-Wolff-Preis

Die Nominierten

**Ganz nah am Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis waren 19 Journalisten, die es 2012 bis in die Endauswahl geschafft haben. Die Beiträge sind auf der Homepage [www.theodor-wolff-preis.de](http://www.theodor-wolff-preis.de) nachlesbar.**

**Dr. Werner Bartens:** »Krank zu sein bedarf es wenig«  
*Süddeutsche Zeitung*, 16. Juli 2011

**Wolfgang Bauer:** »Die Nato soll uns helfen!«  
*Die Zeit*, 26. August 2011

**Katrin Bischoff und Jens Blankennagel:** »Lebenslänglich«  
*Berliner Zeitung*, 11. Februar 2011

**Johannes Bruggaier:** »Theater im Schnellkochtopf«  
*Kreiszeitung*, 12. Dezember 2011

**Matthias Drobinski:** »Geliebter Vater«  
*Süddeutsche Zeitung*, 13. Dezember 2011

**Holger Fröhlich:** »Und hatten den Tod an Bord«  
*Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 10. April 2011

**Andrea Glitz:** »Ich stehe für gute Unterhaltung«  
*Reutlinger General-Anzeiger*, 22. Oktober 2011

**Per Hinrichs:** »Unser Sohn, der Terrorist«  
*Welt am Sonntag*, 25. Dezember 2011

**Sören Kittel:** »Für ihn ändert sich nichts, für mich hat sich alles verändert«  
*Berliner Morgenpost*, 31. Juli 2011

**Susanne Lenz:** »Tobs Ohnmacht«  
*Berliner Zeitung*, 5./6. November 2011

**Raoul Löbbert:** »Warum ist es so schwer, erwachsen zu werden?«  
*Die Zeit/Christ und Welt*, 6. Oktober 2011

**Klaus Raab:** »Gestatten, ich, ich, ich, ich und ich: das neue Wir«  
*der Freitag*, 3. November 2011

**Frank Schirmmacher:** »Ich beginne zu glauben, dass die Linke recht hat«  
*Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 14. August 2011

**Barbara Schönherr:** »Familien-Hilfe!«  
*Tagesspiegel*, 20. August 2011

**Georg Seeßen:** »Der Freiherr als Staubsaugervertreter«  
*der Freitag*, 3. März 2011

**Jonathan Stock:** »Peters Traum«  
*Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 3. Juli 2011

**Britta Stuff:** »Herr Schröder will es allen zeigen«  
*Welt am Sonntag*, 14. August 2011

**Jennifer Wilton:** »Frau Zimmermann zieht um«  
*Welt am Sonntag*, 15. Mai 2011

# Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

**Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis  
2012 wurden 412 Texte aus folgenden Zeitungen eingereicht:**

<i>Aachener Zeitung/</i>	<i>Die Welt, Berlin</i>
<i>Aachener Nachrichten</i>	<i>Die Zeit, Hamburg</i>
<i>Allgäuer Anzeigblatt, Immenstadt</i>	<i>dpa-Basisdienst</i>
<i>Allgäuer Zeitung, Kempten</i>	<i>Dresdner Neueste Nachrichten</i>
<i>Allgemeine Zeitung, Mainz</i>	<i>Financial Times Deutschland,</i>
<i>Augsburger Allgemeine</i>	<i>Hamburg</i>
<i>Badische Zeitung, Freiburg</i>	<i>Flensburger Tageblatt</i>
<i>Bayerische Staatszeitung, München</i>	<i>Frankenpost, Hof</i>
<i>Berliner Morgenpost</i>	<i>Frankfurter Allgemeine</i>
<i>Berliner Zeitung</i>	<i>Sonntagszeitung</i>
<i>Bersenbrücker Kreisblatt</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Zeitung</i>
<i>Bild, Berlin/Hamburg</i>	<i>Frankfurter Rundschau</i>
<i>Bocholter Borkener Volksblatt</i>	<i>Fränkische Nachrichten,</i>
<i>Bote vom Untermain (Main-Echo)</i>	<i>Tauberbischofsheim</i>
<i>Braunschweiger Zeitung</i>	<i>Freie Presse, Chemnitz</i>
<i>BZ am Sonntag</i>	<i>General-Anzeiger, Bonn</i>
<i>Cellesche Zeitung</i>	<i>Gießener Anzeiger</i>
<i>Darmstädter Echo</i>	<i>Gmünder Tagespost,</i>
<i>Das Parlament, Berlin</i>	<i>Schwäbisch Gmünd</i>
<i>der Freitag, Berlin</i>	<i>Hamburger Abendblatt</i>
<i>Der Tagesspiegel, Berlin</i>	<i>Hanauer Anzeiger</i>
	<i>Handelsblatt, Düsseldorf</i>

<i>Hannoversche Allgemeine Zeitung</i>	<i>Nassauische Neue Presse,</i> <i>Limburg-Weilburg</i>
<i>Ibbenbürener Volkszeitung</i>	<i>Neue Osnabrücker Zeitung</i>
<i>Isenhagener Kreisblatt, Wittingen</i>	<i>Neue Rhein/Neue Ruhr Zeitung,</i> <i>Essen</i>
<i>Jüdische Zeitung, Berlin</i>	<i>Neue Westfälische, Bielefeld</i>
<i>Kieler Nachrichten</i>	<i>Nordwest-Zeitung, Oldenburg</i>
<i>Kölner Stadt-Anzeiger</i>	<i>Nürnberger Nachrichten/ Nürnberger Zeitung</i>
<i>Kölnische Rundschau</i>	<i>Pforzheimer Zeitung</i>
<i>Kontext: Wochenzeitung, Stuttgart</i>	<i>Reutlinger General-Anzeiger</i>
<i>Kreiszeitung, Syke</i>	<i>Rheinische Post, Düsseldorf</i>
<i>Le Monde diplomatique (taz), Berlin</i>	<i>Rhein-Main-Zeitung, Frankfurt</i>
<i>Leipziger Volkszeitung</i>	<i>Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg</i>
<i>Magdeburger Volksstimme</i>	<i>Rhein-Zeitung, Koblenz</i>
<i>Main-Post, Würzburg</i>	<i>Saarbrücker Zeitung</i>
<i>Mannheimer Morgen</i>	<i>Sächsische Zeitung, Dresden</i>
<i>Märkische Allgemeine, Potsdam</i>	<i>Schaumburger Nachrichten,</i> <i>Stadthagen</i>
<i>Märkische Oderzeitung,</i> <i>Frankfurt/Oder</i>	<i>Schwäbische Zeitung, Leutkirch</i> <i>im Allgäu</i>
<i>Meppener Tagespost</i>	<i>Solinger Tageblatt</i>
<i>Offenburger Tageblatt</i>	<i>Sonntag Aktuell</i>
<i>Mittelbayerische Zeitung,</i> <i>Regensburg</i>	<i>sonntaz, Berlin</i>
<i>Mitteldeutsche Zeitung, Halle</i>	
<i>Münchener Merkur</i>	

*Straubinger Tagblatt*

*Stuttgarter Nachrichten*

*Stuttgarter Zeitung*

*Süddeutsche Zeitung*, München

*Südkurier*, Konstanz

*Südwest Presse*, Ulm

*taz - die tageszeitung*, Berlin

*Thüringer Allgemeine*, Erfurt

*Volksstimme*, Magdeburg

*Welt am Sonntag*, Berlin

*Weser Kurier/Bremer Nachrichten*

*Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen

*Westfalenpost*, Hagen

*Wetterauer Zeitung*, Bad Nauheim

*Winnender Zeitung*

*Wümme-Zeitung*, Lilienthal

Preisträger 1962 bis 2012

## Preisträger 1962 bis 2012

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*  
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*  
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen  
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*  
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln  
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg  
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg  
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg  
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg  
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*  
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*

Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen

Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*

Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*

Erich Helmsdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

und *Augsburger Allgemeine*

Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg

Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart

Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg

Dr. Johannes Gaitanides, *Münchener Merkur*

Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg

Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*  
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg  
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz  
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*  
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim  
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart  
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf  
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München  
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*  
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*  
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg  
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin  
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg  
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)  
Heinz Held, freier Journalist, Köln  
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg  
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg  
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg  
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg  
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg  
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*  
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin  
Hans Ulrich Kempfski, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg  
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg  
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen  
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg  
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg  
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg  
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf  
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*

Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg

Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg

Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*

Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg

Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*

George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*

Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg

Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg

Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg  
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart  
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch  
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg  
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf  
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg  
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg  
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Rudolf Schöpfer, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund  
*Westfalenpost*, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,  
*Kölnische Rundschau*

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York  
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg  
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*  
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg  
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg  
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg  
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen  
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*  
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg  
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*  
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart  
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*  
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen  
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg  
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*  
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris  
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen  
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer  
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*

Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg

Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart

Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg

Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg

Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München

Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*

Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Bruno Manz, *Münchner Merkur*

Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg

Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg

Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin  
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg  
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld  
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen  
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf  
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*  
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*  
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg  
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*  
Manfred Dellling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg  
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin  
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg  
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*  
Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*  
Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*  
Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde  
Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn  
Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Albert Müller, *Die Welt*, Bonn  
Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf  
Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf  
Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn  
Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg  
Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin  
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz  
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*  
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg  
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch  
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg  
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg  
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*  
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*  
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz  
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe  
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn  
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*  
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa  
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*  
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall  
Kersten Boer, *Die Welt*, Bonn  
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf  
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn  
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*  
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen  
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*  
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*  
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*  
Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*  
Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen  
Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg  
Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*  
Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*  
Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg  
Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn  
Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim  
Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*  
Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn  
Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*  
Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*  
Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim  
Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München

Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg

Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*

Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*

Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*

Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*

Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*

Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München

Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*

Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg

Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*

Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm  
Knut Teske, *Die Welt*, Bonn  
Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*  
Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim  
Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen  
Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen  
Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn  
Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin  
Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*  
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*  
Ferdos Ferudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf  
Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau  
Werner Meyer, *Abendzeitung*, München  
Ida Sandl, *EBlinger Zeitung*  
Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg  
Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg  
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*  
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen  
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen  
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen  
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof  
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*  
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn  
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg  
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin  
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera  
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl  
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg  
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*  
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz  
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*  
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg  
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin  
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn  
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld  
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*  
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*  
 Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder  
 Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn  
 Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*  
 Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof  
 Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München  
 Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*  
 Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*  
 Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz  
 Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin  
 Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin  
 Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg  
 Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg  
 Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund  
 Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München  
 Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg  
 Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
 Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*  
 Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*  
 Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm  
 Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*  
Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen  
Wilfried Massmann, *Neue Westfälische*, Bielefeld  
Andreas König, *Havelberger Volksstimme*  
Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden  
Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg  
Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*  
Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen  
Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*  
Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg  
Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*  
Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*  
Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin  
Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*  
Thilo Knott, *Eblinger Zeitung*  
Michael Thiem, *Eblinger Zeitung*  
Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*  
Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam  
Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*  
Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*  
Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin  
Irena Brežná, *Freitag*, Berlin  
Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*  
Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin  
Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Birgit Walter, *Berliner Zeitung*  
Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*  
Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten  
Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*  
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg  
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin  
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*  
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg  
Nicol Ljubić, *Die Zeit*, Hamburg  
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin  
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*  
Maxim Leo, *Berliner Zeitung*  
Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg  
Jens Voitel, *Emdener Zeitung*  
Christine Kröger, *Weser-Kurier*  
Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin  
Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin  
Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Marlon Gego, *Aachener Zeitung*, *Aachener Nachrichten*  
Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*  
Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg  
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*  
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen  
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg  
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*  
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg  
Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*  
Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*  
Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau*  
Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz  
Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*  
Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin  
Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, *Die Zeit*  
Lars Fischer, *Wümme-Zeitung*  
Dr. Philip Cassier, *Berliner Morgenpost*  
Alexander Gorkow, *Süddeutsche Zeitung*  
Volker Zastrow, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

## Das Kuratorium

Hermann Neusser (Vorsitzender),  
Verleger, *General-Anzeiger*, Bonn

Dr. Thomas Löffelholz,  
Publizist, Berlin

Heinrich Meyer,  
Herausgeber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,  
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der  
Hochschule für Musik und Theater, Hannover

Prof. Dr. Bernd Söseemann,  
Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut  
der Freien Universität Berlin

Jost Springensguth,  
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte,  
Berlin

Rolf Terheyden,  
Verleger, *Bocholter Borkener Volksblatt*, Bocholt

## Die Jury

Dr. Markus Günther,  
Journalist, Augsburg

Peter Stefan Herbst,  
Chefredakteur, *Saarbrücker Zeitung*

Bernd Hilder,  
Journalist, Leipzig

Christoph Irion,  
Chefredakteur, *Reutlinger General-Anzeiger*

Prof. Bernd Mathieu,  
Chefredakteur, *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*

Prof. Bascha Mika (Vorsitzende),  
Publizistin, Berlin

Evelyn Roll,  
Ltd. Redakteurin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Franz Sommerfeld,  
Mitglied des Vorstands der Mediengruppe M. DuMont Schauberg  
mit Zuständigkeit Redaktion, Köln

Herausgeber:

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e.V. (BDZV)

Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt:

Hans-Joachim Fuhrmann, Geschäftsführer des Kuratoriums

Theodor-Wolff-Preis, Berlin

Redaktion: Anja Pasquay, Berlin

Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Titelgestaltung: Gudrun Haberkern, Berlin

Fotos: C. Bertelsmann (Seite 43), Hans-Henning Hasselberg (Seite 59),

Martin Lengemann (Seite 69)

Druck: DCM – Druck Center Meckenheim